

aus Deutschland



## Stipendien-Aufenthalt in Nigeria

vom 1. Januar bis 27. März 2008

## **Zwischen Wunsch und Wirklichkeit: Der christlich-muslimische Dialog in Nigeria**

Von Katrin Gäsler

Nigeria, vom 1. Januar bis 27. März 2008



# Inhalt

1. Zur Person	170
2. Ausgerechnet Nigeria	170
3. Im Supermarkt der Religionen – Erste Eindrücke	171
4. Das heikle Spiel mit den Zahlen	174
5. Persönliche Ansichten I: Naomi Garba: Religion ist in mir	176
6. Wenn Muslime das Blut Christi trinken	178
7. Persönliche Ansichten II: Umma: Meine Religion ist Frieden und Liebe	181
8. Kaduna – Eine Stadt zwischen Krieg und Frieden	183
9. Der Versuch des Dialogs	188
10. Persönliche Ansichten III: Hajiya: Ich habe niemals an meiner Religion gezweifelt	193
11. Und wenn es wieder brodelt	195
12. Persönliche Ansichten IV: Yusuf: Beten für das Leben danach	198
13. Dem Sultan zu Füßen	200
14. Was bleibt	207
15. Danksagung	207

## 1. Zur Person

Katrin Gänsler (Jahrgang 1978) wuchs in einem kleinen Dorf im Münsterland auf. Sie studierte von 1999 bis 2006 in Leipzig, Helsinki und Kopenhagen Journalistik und Afrikanistik. Praktika, Hospitanzen und freie Mitarbeit unter anderem bei der Münsterschen Zeitung, Radio RST in Rheine, der Leipziger Volkszeitung, dem Flensburger Tageblatt, dpa-Büros in Leipzig und Kopenhagen und dem ZDF-Studio in Kiel. Sie volontierte von 2003 bis 2004 bei der Neuen Westfälischen in Bielefeld. Auslandsaufenthalte führten sie abwechselnd nach Nordeuropa und Afrika. Unter anderem machte sie ein Praktikum im Pressebüro von Jukola-Viesti, dem größten Crosscountry-Lauf in Finnland, begleitete drei Monate lang die Arbeit in einer HIV-Beratungsstelle im tansanischen Mwanza am Victoriasee und schrieb ihre Diplomarbeit über die Berichterstattung über den 11. September 2001 in der englischen und der Swahili-Presse Tansanias. Seit August 2006 ist sie Redakteurin bei der Dithmarscher Landeszeitung in Heide/Holstein.

## 2. Ausgerechnet Nigeria

Nigeria hat mich während meines Afrikanistik-Studiums immer wieder begleitet – meist im negativen Sinne. Es war Beispiel für ein Land, das durch die Öl-Vorkommen wohlhabend sein müsste. Doch gerade diese Bodenschätze führen schon seit Jahrzehnten im Niger-Delta zu blutigen Auseinandersetzungen, Schießereien mit Toten sowie Entführungen von Europäern und Amerikanern, die in regelmäßigen Abständen auch Einzug in deutsche Medien halten. Darüber hinaus fiel der Name Nigeria immer dann, wenn es um durch und durch korrupte Staaten und Militärdiktaturen ging. Nicht zu vergessen ist der Biafrakrieg von 1967 bis 1970, einer der wenigen Segregationskriege auf dem Kontinent nach Ende der Kolonialherrschaft.

Nigeria zeigt außerdem mit mehr als 250 Gruppen eine ethnische Zersplitterung wie kein anderes Land, was regelmäßig zu Konflikten führt. Außerdem finden sich unzählige Sprachen, darunter das so schwer zu erlernende Hausa. (Dass Hausa im Vergleich zu Yoruba und Ibo, den beiden anderen großen Verkehrssprachen die mit Abstand einfachste ist, sollte ich erst in Nigeria erfahren.) Nicht zu vergessen sind Glaube und Religion: Nigeria gilt weiterhin als Pulverfass, das ständig explodieren kann. Denn in welchem anderen Staat in Afrika ist es alleine in den vergangenen zehn Jahren so häufig zu tödlichen Konflikten zwischen Christen und Muslimen gekommen? Und auch die Einführung der islamischen Gesetzgebung in den zwölf Staaten des Nordens ist einzigartig. Kurzum: Nigeria gilt als ein Land,

das gerade für Weiße ein gefährliches Pflaster ist, zu gefährlich, um dorthin zu reisen. Im Mai 2005 wachte ich eines Morgens in Dar es Salaam/Tansania auf und wusste: Ich muss unbedingt mal nach Nigeria.

### 3. Im Supermarkt der Religionen – Erste Eindrücke

Schon bevor ich einen Fuß auf nigerianischen Boden gesetzt habe, fällt mir eins auf: Am Rande des Rollfeldes des Murtala Mohammed Airports im Norden von Lagos ist eine Kirche zu sehen und – nur ein paar hundert Meter entfernt – eine kleine Moschee. Dieses Bild wird mich durch die nächsten drei Monate begleiten: Willkommen in Nigeria.

Lagos ist überwältigend: Es ist eine riesige, vollgestopfte Stadt, deren Ausmaße kaum zu überblicken sind. Unzählige Menschen sind unterwegs, zu Fuß, auf den Okadas, den Moped-Taxen, in vollgestopften, schreiendgelben Minibussen sowie in Autos, von denen viele einst in Deutschland zugelassen waren. Denn anders als in vielen anderen ehemaligen britischen Kolonien herrscht Rechtsverkehr. Fast erschlagen werde ich allerdings nicht von dem lärmenden, schnellen, rücksichtslosen Verkehr, sondern von den übergroßen Bannern am Straßenrand, die allesamt Werbung für die unterschiedlichsten Kirchen machen.

Ein Schild ist größer als das andere. Einige sind aggressiv, kündigen neue Kreuzzüge an, auf anderen stehen gemäßigtere Parolen. Gemeinsam haben sie das Versprechen, den Weg zu Gott zu finden. Die Kirchen geben sich zuversichtlich, dass Jesus Christus bald zurückkehren wird, machen Hoffnung auf Heil und Erlösung. Neben markigen Worten sind Prediger und Priester abgebildet. Jeder ist eingeladen zu kommen, die Kirche zu erleben, Mitglied zu werden – und, doch das steht selbstverständlich nicht dort – Geld zu lassen. Nicht zu vergessen ist der Hinweis, wo und wann die Gottesdienste stattfinden und wie lange sie dauern. Das Minimum ist zwei Stunden. Manchmal sind es ganze Vormittage, manchmal ganze Sonntage. Doch bei einem Gottesdienst in der Woche bleibt es nicht. Viele Kirchen bieten jeden Abend eine Bibelstunde, Meditation oder einen speziellen Gebetskreis an. Nicht fehlen darf auch der Midweek-Service – ein Gottesdienst am Dienstag oder Mittwoch –, der für viele Christen ebenfalls Pflichtprogramm ist.

Bei einem ersten Spaziergang durch meine Nachbarschaft fällt mir ein Banner auf. In grellen Farben wird dort verkündet, dass „Gott meine Freude ist“. Dahinter steht, so die eigenen Worte, eine charismatische Bewegung, „die sich die von Gott Auserwählten“ nennt. Beim Fotografieren ruft ein Mann: „Das ist meine Kirche.“ Ich drehe mich zu ihm um, wir kommen ins Gespräch. Seit knapp fünf Jahren besucht er die Kirche mittlerweile, hat

vorher viele andere ausprobiert. Okuchuko Anthony Nosrim, so heißt er, hat sich verloren und alleingelassen gefühlt. Dann stieß er zufällig auf die von Gott Auserwählten und schloss sich ihnen an. Die Bibel, die Heilige Schrift, steht im Mittelpunkt. „Das Wort Gottes wird gepredigt. Dort passieren Dinge von Gott, vom Himmel. Ich habe es ausprobiert und getestet“, sagt der hagere Mann. Er geht ins Haus, drückt mir eine kleine Zeitung in die Hand. In großen, roten Buchstaben steht dort. „Genug ist genug. Satan, pack’ Deine Sachen und geh.“ Auch von den Wundern, die die von Gott Auserwählten erleben durften, berichtet das Blatt, das den Titel „Die Nachrichten der Auserwählten“ trägt. Etwa das Wunder, das John Ideaji widerfahren ist. Drei Monate lang war er nach einem Schlaganfall gelähmt. Doch durch seinen Glauben wurde er geheilt, heißt es in dem kleinen Text. Auf dem Bild dazu reißt er die rechte Hand siegessicher in die Luft.

Anthony erzählt, dass er jeden Sonntag zum Gottesdienst geht, dafür extra durch halb Lagos fährt, was in der zweitgrößten Stadt des Kontinents Stunden dauern kann. Der Gottesdienst beginnt um 7 Uhr morgens und ist gegen 12 Uhr zu Ende. Dass längst nicht jeder pünktlich ist, macht nichts. Anthony lädt mich ein, an einem der kommenden Sonntage mitzukommen. „Wir sind die von Gott Auserwählten“, sagt er und winkt zum Abschied.

Nicht nur auf der Straße sind Kirchen allgegenwärtig. Im Fernsehen haben viele Prediger – meist jene von Pfingstkirchen – eigene Programme, um Werbung für sich zu machen. Auch im Radio laufen die unterschiedlichsten Sendungen rund um Religionen. Es wird diskutiert, gepredigt, geschimpft und selbstverständlich gesungen, für viele Kirchen eine gute Chance, neue Mitglieder zu werben.

Doch in Lagos ist auch der Straßenverkehr religiös, nicht etwa der Fahrstil und die Beschimpfungen der Fahrer untereinander, sondern die fast liebevoll mit religiösen Bildern und Sprüchen verzierten Autos, gelben Minibusse und Okadas, die sich Tag für Tag durch den dichten, chaotischen Stadtverkehr kämpfen. Am Rückspiegel hängen Wimpel, am Heck kleben Aufkleber, werden Psalme geschrieben und wird zur Gottesfurcht ermahnt. Meist wird Jesus gepriesen, doch ab und zu machen auch Aufkleber deutlich, dass Allah der einzig wahre Gott sei. Mein Supermarkt um die Ecke hat neben Brot, Toilettenpapier und Wasser ausreichend Literatur. Titel wie „Wie ich Satan besiegte“ oder „Vertraue auf Gott“ stehen im leicht verstaubten Bücherregal bei der Kasse. Wie häufig die Titel verkauft werden, kann mir die Tochter der Ladeninhaberin allerdings nicht sagen.

Aber nicht nur dort gibt es Medien, die sich mit Religion befassen: An vielen Straßenecken werden am frühen Vormittag kleine Holzstände aufgebaut und mit CDs, DVDs und fast altmodisch wirkenden Kassetten befüllt. Selbstverständlich finden sich Musik und Filmraubkopien aus Europa

und den Vereinigten Staaten. Aber auch Gospelklänge und Mitschnitte von Predigten fehlen nicht im erstaunlich großen Angebot. Auch die boomende nigerianische Filmindustrie, die nach Anlehnung an Hollywood und Bollywood den wohlklingenden Namen Nollywood trägt, hat die Religion für sich entdeckt. Es gibt kaum einen Spielfilm, eine Serie oder Comedy, in der Jesus Christus und der Satan fehlen. Ein gutes Ende – die Bekehrung des verlorenen Sohnes – ist das Happy Ending auf nigerianisch.

Wie selbstverständlich Religion zum Alltag gehört, wird mir während meines ersten Bummels über den größten westafrikanischen Markt auf Lagos Island, einer der beiden vorgelagerten Inseln, deutlich. Mitten im hektischen Treiben ist vor rund 20 Jahren die größte Moschee des Landes, die Lagos Central Mosque, errichtet worden. Um die Moschee herum haben unzählige Markthändler ihre kleinen Stände aufgebaut, verkaufen Gebetsperlen und Mützen, bieten unterschiedliche Koranausgaben an, haben dünne Hefte aus Saudi-Arabien im Sortiment, in denen Jugendliche beschreiben, wie der Islam ihr Herz berührt hat. Mit etwas Glück finde ich verschiedene Publikationen aus Nigeria, darunter eine schlecht gedruckte Broschüre mit dem Titel „Islam in Gefangenschaft“. Erst viele Wochen später werde ich mich wieder daran erinnern und spüren, dass der Titel vielen Muslimen aus der Seele spricht.

Die Stände rund um die Moschee passen perfekt in das Marktgewimmel. Überall drängeln und quetschen sich Menschen durch die engen Straßen, bieten junge Bauchhändler Kaugummis, Plätzchen oder Tee an. Ohne die Begleitung von Einheimischen ist ein Zurechtfinden so gut wie unmöglich. In ganzen Straßenzügen verkaufen Frauen ausschließlich bunt bedruckte Stoffe. In anderen ist auf den kleinen Holztischen noch warmes Fleisch ausgebreitet, das von Fliegen umsurrt wird. Am nächsten Stand baumeln Kuhschwänze von den Tischen herunter, und Kuhfüße warten nur darauf, den Besitzer zu wechseln und zu Suppe verarbeitet zu werden. Auf der Suche nach kleinen Holz- und Glasperlen gelange ich in eine Markthalle. Während des zähen Handelns um den besten Preis kniet plötzlich nur wenige Meter von mir entfernt eine Frau nieder und fängt lautstark an zu beten. Auf Yoruba verkündet sie, dass der Erlöser bald auf die Erde zurückkehren wird. Sie verzerrt das Gesicht, wippt mit ihrem Oberkörper immer wieder hin und her und schreit plötzlich laut und gellend Amen. Ich erschrecke, doch außer mir nimmt offensichtlich niemand Notiz von ihr.

Ein paar Straßen weiter, im Nordosten der Insel, liegt etwas versteckt der Jankara Market. Fasziniert, überwältigt und angewidert zugleich starre ich auf die Auslagen. Zum Sortiment gehören Kräuter, zusammengemischte Getränke, die in alten Plastikflaschen abgefüllt werden, fantasievoll geschnittene Stöcke und getrocknete Insekten. Der Jankara Market ist die gut

ausgestattete Jujü-Abteilung und bietet alles an, was mit Magie, Fetischen und Götterglauben zu tun hat.

Religion ist in Nigeria etwas Lautes, Offensichtliches, Direktes und Plakatives. Sie ist allgegenwärtig, bestimmt den Alltag und das Leben der Nigerianer. Und scheinbar kommt niemand an ihr vorbei.

#### 4. Das heikle Spiel mit den Zahlen

Vor vier Jahren hat die BBC eine Studie veröffentlicht und in zehn Ländern untersucht, wie religiös die Bewohner seien. Unter dem Titel „What the World thinks of God“ sind insgesamt 10.068 Menschen befragt worden – darunter 1.000 aus Nigeria –, welche Rolle Gott und Religion in ihrem Leben spielen. Wenn es einen Sieger geben würde, wäre es das westafrikanische Land, in dem 98 Prozent betont haben, dass sie immer an einen Gott glaubten. Auch der verschwindend geringe Rest von zwei Prozent ist gläubig, hat dies allerdings nicht immer getan. In Südkorea beantwortete dagegen nur knapp jeder Dritte die Frage mit einem Ja, während es in Großbritannien fast jeder Zweite war.

Diese Zahl ist vermutlich die einzige mehr oder weniger eindeutige, die es im Hinblick auf Religionen in Nigeria gibt. Schon bei der nächsten Frage, wie sich denn die einzelnen Religionsgruppen zahlenmäßig zusammensetzen, ist der erste Streit vorprogrammiert. Denn wirkliche Belege, ob es denn nun mehr Christen oder Muslime in dem bevölkerungsstärksten afrikanischen Land gibt, fehlen. Die Datensätze, die dennoch vorhanden sind, werden gerne zu eigenen Gunsten interpretiert und umgedeutet. Schließlich geht es nicht um nackte Ziffern, sondern um politische Macht und den Zugang zu Ressourcen.

Noch vor der Unabhängigkeit im Jahr 1953 bekannte sich jeder fünfte Nigerianer zum Christentum, wohingegen sich etwa 43 Prozent als Muslime bezeichneten und der Rest von weit über 30 Prozent Anhänger von Natur- oder traditionellen Religionen war. Das änderte sich schon 1963 – drei Jahre nach der Unabhängigkeit – rapide und zugunsten des Christentums. Im Rahmen einer Volkszählung kamen die Statistiker bereits auf 35 Prozent Christen und 47 Prozent Muslime. Je nach Autor verändern sich die Daten jedoch um ein paar Prozentpunkte in die eine oder andere Richtung.

Heute sind es trotz großer crusades während der vergangenen 20 Jahre – Massenveranstaltungen vieler Kirchen, um möglichst viele neue Mitglieder zu gewinnen – schätzungsweise rund 40 bis 45 Prozent Christen, wohingegen sich vielleicht ein paar Prozent mehr dem Islam zugehörig fühlen. Die Zahl derer, die sich zu traditionellen Religionen bekennen, liegt mittlerweile



bei unter 10 Prozent. Noch kleiner ist die jüdische Gemeinschaft, die nach Schätzungen etwa 40.000 Anhänger hat, die vorwiegend im Süden Nigerias leben. Und auch rund 25.000 Hindus sollen im Land sein.

Dass es keine konkreteren Daten gibt, ist jedoch keine Ausnahme in Afrika: In Tansania beispielsweise wurde nur ein einziges Mal Mitte der 1960er Jahre nach der Religion gefragt. Zahlen- und Machtspiele sollten an der ostafrikanischen Küste ebenfalls vermieden werden, denn das Land setzt sich ganz ähnlich wie Nigeria etwa zur Hälfte aus Christen und zur Hälfte aus Muslimen zusammen.

Auch ohne zuverlässige Daten spielen die Nigerianer jedoch genau mit diesen. Jan H. Boer beispielsweise, ein Evangelist, der seit mehr als 40 Jahren regelmäßig nach Nigeria reist und zahlreiche Bücher verfasst hat, ist sicher, dass es mittlerweile mindestens gleich viele, wenn nicht sogar mehr Christen gibt. Das betont auch Samuel Salifu, Generalsekretär der Christian Association of Nigeria (CAN). „Die Muslime tun immer so, als ob sie zahlenmäßig überlegen seien. Doch das stimmt nicht. Die Bevölkerung ist 50:50“, sagt der Generalsekretär des bedeutendsten Zusammenschlusses der christlichen Kirchen im Land, und ein paar Sätze später fügt er sogar hinzu: „Sie wissen und ich weiß es, dass es mehr Christen gibt, wenn man absolute Zahlen vergleicht.“ Viele Muslime würden zwar argumentieren, so Salifu weiter, dass sie immer Anhänger für sich verbuchen, weil sie vier Frauen heiraten können. „Aber wir haben viele Konvertiten. Und die haben Muslime nicht.“ Eine Basis, das Land zu islamisieren, würde es daher nicht geben, findet Salifu.

Geografisch betrachtet, so erklärt er weiter, sei der ganze Süden christlich geprägt. 80 Prozent der Bevölkerung im Südosten, wo die Ibos die dominierende Ethnie sind, und im Südwesten, dem Yoruba-Land, sei christlich. Im Middle Belt seien es immerhin noch 60 Prozent. „Daher bleiben nur noch wenige Staaten übrig, in denen sie kontrollieren“, sagt Salifu. Die „wenigen“ Staaten sind immerhin zwölf, die seit dem Jahr 2000 unter großem Protest die Scharia, die islamische Gesetzgebung wieder eingeführt haben.

Wie viele unterschiedliche Gruppierungen es alleine im Christentum gibt, ist für den Generalsekretär von CAN schwer zu sagen. Mehr als 200, lautet seine Schätzung. CAN teilt sie in die fünf Gruppen. Dazu gehören die Katholiken, das Christian Council of Nigeria, in dem die Anglikaner, Baptisten und Methodisten vertreten sind, die verschiedenen Pfingstkirchen (Christian Pentecostal Fellowship), die Evangelical Church of West Africa (ECWA), die ihren Ursprung im Sudan haben sowie die Organisation of African Instituted Churches. Anders als die übrigen Kirchen sind sie keine eingeführten, sondern haben ihre Wurzeln in Afrika. Einen besonders starken Zulauf hat die Redeemed Church of Nigeria, eine Pfingstkirche mit Gemeinden auf der ganzen Welt.

Schier unmöglich ist die Schätzung, wie viele religiöse Gebäude im Laufe der vergangenen Jahre und Jahrzehnte gebaut worden sind. Vor mehr als 20 Jahren – 1987 – zählte Salifu alleine in der Millionen-Stadt Kaduna 243 Moscheen sowie 777 Kirchen, obwohl die Stadt damals noch als vorherrschend islamisch galt. Heute seien es um die 5.000, darunter prächtige Kathedralen, unfertige Rohbauten, weil den Gemeinschaften plötzlich das Geld ausging, sowie kleine Wohnzimmer, in denen junge Kirchen zusammenkommen, die ganz frisch entstanden sind. Für Salifu ist es ein Zeichen, dass das Christentum auf dem Vormarsch ist. Und auch er spielt mit den Zahlen.

### **5. Persönliche Ansichten I: Naomi Garba: Religion ist in mir.**

„Religion ist alles. Du musst sie hier in Afrika haben, ganz egal, ob Du es magst oder nicht.“ Die 27-jährige Naomi Garba sitzt auf ihrem Sofa in der kleinen Wohnung im Süden Kadunas, in der sie gemeinsam mit ihrem Mann lebt. Sie hat Yams zubereitet. Doch bevor sie isst, spricht sie ganz selbstverständlich ihr Gebet, dankt Gott und fühlt, wie wichtig ihr ihre Religion – das Christentum – ist. Nach dem Essen legt sie ein Video ein, das an diesem Abend nicht durch den ständigen Stromausfall unterbrochen wird. Das Video zeigt ihren Pastor, den Gründer der Winners Chapel, Living Faith Church, die in der Millionenstadt des Nordens zu den größten Kirchen zählt. „Er ist gut“, sagt die junge Frau über ihren Pastor, „er ist ein Mann Gottes.“ Seine riesige, neu gebaute Kirche, vor der sich während der Gottesdienste immer wieder lange Staus bilden, weil sie einen so großen Zulauf hat, ist nicht die erste, die Naomi besucht hat. „Sie ist wundervoll“, schwärmt sie in Gedanken versunken und verfolgt eine der Predigten ihres Pastors. „Ich war in vielen Kirchen. Nicht, dass die anderen nicht gut sind“, sagt sie, führt den Satz nicht zu Ende, schaut vielmehr für ein paar Sekunden gebannt auf das Bild und hört den Worten zu. Einen Augenblick später erzählt sie dann, dass sie erst in dieser Kirche die Erfüllung gefunden hat. Näher kann sie es nicht beschreiben. Aber vielleicht ist es eine Intensität, das Ende einer langen Suche, weshalb die Winners Chapel ihre Kirche wurde.

Wie intensiv dieses Gefühl und die Zuneigung für ihre Kirche sind, wird nicht deutlich, wenn sie vor dem Fernseher in der guten Stube sitzt. Es lässt sich nur erahnen, was sie so eng an die Kirche bindet. Viel besser ist es nachfühlbar während der Mittwochsmesse, die für Naomi zum selbstverständlichen Wochenprogramm gehört, wie für andere der Besuch in einem Sportverein oder womöglich ein festes Treffen mit Freunden. Naomi sitzt in der Holzbank, presst ihre Augen fest zusammen und betet halblaut. Später steht sie auf, spricht dem jungen Pastor David nach, der heute die Messe hält,

reißt die Hände in die Luft und ruft immer wieder: „Wir beten in Jesus' Namen.“ Manchmal nimmt sie ihre Bibel, die ein treuer Begleiter ist, krallt ihre Hände in das Buch Gottes, reißt sie in die Höhe, als ob sie ihren Gebeten einen speziellen Nachdruck verleihen möchte. Naomi wirkt hochkonzentriert und angespannt. Doch zum Schluss des 90-minütigen Gottesdienstes strahlt sie: „Jedes Mal fühle ich mich gut, erleichtert. Oder lass' mich doch lieber das Wort perfekt nutzen. Ja, ich fühle mich perfekt.“

Entdeckt hat die junge Frau die Winners Chapel, deren Mitglieder gerne betonen, dass sie Winner – Sieger – sind, durch zwei ihrer Schwestern. Die Kirche ließ sie nicht mehr los. Der charismatische Pastor, die vielen Angebote, die Naomi nutzt, haben ihr zugesagt. „Normalerweise gehe ich in den Sonntagsgottesdienst und zur Mittwochsmesse“, erzählt sie auf ihrem Sofa. Wenn es sich einrichten lässt, dann besucht sie auch die Gruppe „Monday-Prayer-Force“, deren Name sich kaum ins Deutsche übersetzen lässt. Etwa als Gebetsstreitkräfte, deren Fürbitten eine ganz besondere Macht und Intensität versprechen? Einen festen Platz hat Naomi allerdings in der Donnerstagsgruppe, die für die Welt, die Nation, aber auch für Familien betet.

In Gottes Hände will die 27-Jährige, die in einem Büro einer lokalen Verwaltung arbeitet, allerdings nicht nur den Zustand von Krieg und Frieden auf dem Globus legen. Vielmehr betet Naomi um Kinder. „Ich liebe Kinder“, erzählt sie. Ganz besonders zeigt sie es, wenn ihre Nachbarskinder Alfred, Keren und Elijah zu ihr kommen, sich aufs Sofa setzen und Naomi mit den drei Geschwistern wie selbstverständlich ihren Yams teilt. Sie hätte gerne selbst Kinder. Nicht nur einmal haben ihr Mann und sie sich untersuchen lassen. Das Paar will wissen, weshalb es seit der Hochzeit vor knapp sieben Jahren kinderlos ist. An Gott zweifelt sie indes nicht, ihren Glauben hat sie nicht verloren, obwohl die Ehe nicht mit Kindern gesegnet ist. Noch nicht, denn Naomi betet weiter um Nachwuchs, für sich, in den Familiengebeten in der Donnerstagsgruppe. „Es wird eine Zeit kommen, wenn mein Pastor mich auserwählen wird. Daher muss ich mich darauf konzentrieren“, sagt Naomi und streicht eins der Kissen auf dem Sofa glatt.

Doch wenn die Zeit gekommen ist, dann weiß sie nicht, ob sie ihren Kindern ihre Kirche zeigen kann. Denn ihr Mann Ibrahim Garba ist Moslem, und nach islamischem Recht müssen es seine Kinder ebenfalls werden. „Viele Menschen haben mich gefragt, ob ich nun eine Muslima werde“, erinnert sich Naomi an die Zeit, in der sich das Paar kennen lernte und beschloss, zu heiraten. Doch sie winkt ab. „Ich habe nicht sie geheiratet“, sagt sie und meint die Muslime, „ich habe ihn geheiratet.“ Für die Familie ihres Mannes war die Entscheidung in Ordnung. Schließlich würde es ebenfalls einige Christen geben, darunter ihre Schwiegermutter. Den Gedanken, selbst Muslima zu werden, hatte Naomi nie. „Ich hatte keine Wahl. Ich bin

Christin und im Christentum groß geworden. Ich kann das nicht, und das habe ich ihm gesagt.“ Einen Spitznamen aus dem Islam hat Ibrahim seiner schlanken Frau dennoch gegeben. Er nennt sie Ummah, erzählt mir Naomi, weil ihm der Name so gut gefallen würde.

Religion sei für das Paar immer wieder ein wichtiges Gesprächsthema, bei dem sie gegenseitig über ihren Glauben sprechen und versuchen zu erklären und zu verstehen. Respekt und Toleranz seien wichtig, sowie die Fähigkeit, gemeinsam zu feiern. „Zu Weihnachten gibt er mir Geld. Und am Sallah-Fest nehme ich auch teil“, erzählt Naomi und blickt auf den Abspann des Videos. In Naomis Kirche ist Ibrahim allerdings nie mitgekommen. „Aber manchmal beten wir zusammen. Ich glaube, dass wir demselben Gott dienen.“

## 6. Wenn Muslime das Blut Christi trinken

Ein friedliches Miteinander soll es auch in dem verstaubten Zirkuszelt geben. Es fällt schon von weitem auf, wenn man ins Zentrum von Lagos fährt. Dass die Unterkunft keine Dauerlösung sein soll, macht Dr. Samsindeen Saka gleich klar. Doch derzeit ist es die einzige Kirche oder auch Moschee, die Christen und Muslime zusammen beten lässt. Die Bewegung, die vor mehreren Jahrzehnten unter dem Namen Chrislam begann, ist nicht nur in Nigeria einzigartig und wird skeptisch begutachtet.

Es ist Sonntagmorgen, kurz nach acht Uhr. Die ersten Reihen des Kirchenzeltes sind gefüllt. Meist sind es Frauen, die dort sitzen und die unermüdlich ihre Gebete wiederholen. Sie richten sich an Allah. Die Gläubigen wiegen sich leicht hin und her, Gebetsperlen klappern. Niemand kniet jedoch nieder, niemand richtet sich gen Mekka. Auch eine strenge Trennung von Männern und Frauen, wie sie in Moscheen auf der ganzen Welt eine Selbstverständlichkeit ist, gibt es nicht. Nach gut einer Stunde erklingen Trommeln, die Betenden stehen auf und blicken zum Vorplatz. Dort parkt Dr. Samsindeen Saka seinen großen, schwarzen Geländewagen. Ein Lied für ihn erklingt, doch er verschwindet hinter dem Zelt, um sich für seinen Teil des Gottesdienstes vorzubereiten.

Saka ist der charismatische Führer der Kirche, die heute in Nigeria besser unter dem Namen Oke-Tude oder Mountain of Loosing Bondage bekannt ist. Gründer der Kirchen war vor mehreren Jahrzehnten der Nigerianer Tela Tella, der so zwei Weltreligionen miteinander verbinden wollte. Neben einer Verständigung über die Religionen hinweg wollte Chrislam-Gründer Tella auch traditionelle Medizin und Praktiken mit in seine Bewegung einfließen lassen. Auch Saka war, bevor er Führer der Kirche wurde, als Heiler bekannt, wie auch sein Vater.

Doch traditionelle Medizin spielt während des Gottesdienstes weniger eine Rolle. „Wir sind hier, um Gott zu ehren und den Gottesdienst für ihn zu feiern“, macht der schwergewichtige Mann im schwarzen Anzug deutlich.

Roseline Oboale hat von Anfang an am sonntäglichen Gottesdienst teilgenommen. Die 28-Jährige kommt seit drei Jahren zu Oke-Tude. „Hier gibt es keine Anfeindungen, weder zwischen unterschiedlichen ethnischen Gruppen, noch zwischen Religionen“, nennt sie, die selbst Yoruba ist und somit zu einer der drei großen Ethnien in Nigeria gehört, die Gründe für den Besuch. Doch die eigentliche Ursache ist viel persönlicher. „Fünf Jahre lang wurde ich nicht schwanger. Als ich hierher kam, klappte es nach einem Jahr“, sagt sie und erzählt stolz, dass sie mittlerweile zwei Kinder, Tochter und Sohn, hat. „So viele Wunder passieren hier. Das Leben hat sich für mich verändert. Ich habe ein Auto, ein Haus, das Geschäft läuft.“ Und Freunde habe sie auch gefunden.

Einer von ihnen ist Akeem Arogundade. Der 41-Jährige arbeitet in einem Büro in Lagos und besucht als Moslem jeden Sonntag Oke-Tude. Seine Mutter habe ihn vor mehr als acht Jahren hergebracht, damals, als es ihm schlecht ging und er sich nicht mehr um Frau und Kinder kümmern konnte. Als er anfang, hier zu beten, habe er die Veränderungen gespürt. „Ich wurde plötzlich im Büro wahrgenommen, konnte sogar Wünsche äußern.“ Er habe gelernt, sich total zu unterwerfen, an Gott zu glauben, ihm die Führung im Leben zu überlassen. Eine Moschee hat Akeem Arogundade seitdem nicht mehr von innen gesehen. „Wenn Du zur Kirche gehst, siehst Du, dass es Hexerei ist. Geh’ in eine Moschee, und es ist Hexerei. Aber dieser Mann hier, der entwickelt Dich von innen, der entwickelt Deinen Geist“, sagt er mit lauter Stimme und macht sich auf den Weg ins Kirchenzelt.

Nachdem der kleine, aber stimmungswaltige Chor fertig gesungen hat, hat Dr. Saka seinen großen Auftritt. Er spricht auf Englisch, seine Worte werden sofort in Yoruba übersetzt, damit sie jeder der Gläubigen verstehen kann. Saka nimmt das Mikrofon aus der Halterung, verlässt das Rednerpult und geht auf seine Anhänger zu, die mittlerweile nicht einmal mehr alle ins Zelt passen. Er zitiert aus der Bibel, fragt, wie es mit ihrem Leben vor Gott bestellt ist und lädt gleich zu besonderen Veranstaltungen ein. Eine richtet sich an alle Frauen, die schwanger werden wollen, eine andere an all jene Mütter, die wollen, dass ihre Kinder einmal Erfolg im Leben haben. „Möchtest Du, dass Dein Sohn einmal ein Rechtsanwalt wird“, fragt Saka eine Frau, die in der ersten Reihe sitzt. Sie nickt schüchtern. „Dann komm’ und bete“, fordert er sie auf.

Aspekte aus dem Islam sind während des Gottesdienstes, der sich über fünf Stunden zieht, nicht zu erkennen. Doch anschließend betont Saka, dass es die Lieder sind, die den Koran zum Inhalt haben und an Mohammad er-

innern. Doch das Predigen sollte mehr aus christlicher Sicht erfolgen. Das gilt dann auch für den Höhepunkt an diesem Sonntagmorgen. Eifrige Helfer verteilen an alle kleine Tiegel aus Plastik, in denen feines Salz ist. Anschließend verkaufen Frauen, unter ihnen auch Roseline Oboale, in kleinen Plastiktüten und Flaschen dickflüssigen, roten Hibiskussaft, den Saka „das Blut Christi“ nennt und den alle Anhänger gleichzeitig trinken. Danach reißt die Anhängerschaft, die zum überwiegenden Teil weiblich ist, die Arme in die Luft, fängt an, halblaut zu beten, scheint sich geradezu in einen Trance-artigen Zustand zu versetzen. Die Musik fängt wieder an zu spielen, die Menge tanzt leicht vor sich hin.

Im vorderen Teil haben Helfer mittlerweile Papierkörbe für Spenden aufgestellt. Saka heizt sie an. Denn mit dem Geld soll eine TV-Werbung für die Kirche finanziert werden. „Jeder, der glaubt, spendet 1.000 Naira“, ruft er. 1.000 Naira, das sind umgerechnet knapp sechs Euro. Eine hohe Summe, denn viele Nigerianer verdienen gerade einmal zwischen 10.000 und 20.000 Naira im Monat – auch jene, die einen Hochschulabschluss vorweisen können. Saka geht mit dem Preis für den Glauben nach unten. „Jeder, der glaubt, spendet 500 Naira“, ruft er. Dann sind es 200, dann 100, bis er schließlich bei 20 Naira ankommt. Die Massen strömen nach vorne, werfen zerknitterte Scheine in die Papierkörbe. Das Spektakel wiederholt sich mehrmals.

Wie viel Geld während des Vormittages zusammen gekommen ist, will der charismatische Kirchenführer nicht konkret beantworten. „Ich schätze zwischen 60.000 bis 75.000 Naira“, sagt er. Dies sei der einzige Weg, die Kirche zu finanzieren. Davon würden beispielsweise Arbeiter bezahlt, aber auch der Neubau auf dem Gelände, auf dem jetzt das ausgediente Zelt steht. Denn der ursprüngliche Veranstaltungsort rund zwei Kilometer weiter im Norden sei zu klein geworden. Dort sind tatsächlich in einem Gebäude Kirche und Moschee untergebracht, verbunden mit einem Gang.

Auf die Frage, ob die Spenden auch Sakas nagelneuen Geländewagen mit dem Nummernschild „Oke-Tude“ finanzieren, will er ebenfalls nicht antworten. Der nigerianische Wissenschaftler Musa A.B. Gaiya von der Universität in Jos hat bereits vor ein paar Jahren betont, dass die Gründung von Kirchen zu einem der lukrativsten Geschäfte im ganzen Land geworden ist. Es soll, so erzählen viele, an dritter Stelle stehen, gleich nach dem Öl und dem Einstieg in die Politik.

„Wir sind fast fertig, noch eine Stunde“, sagt Akeem Arogundade, der immer wieder begeistert zu Saka schaut und betont: „Dieser Mann schafft es, dass wir gute Gläubige werden.“ Kurz vor Ende kommen einige Mitglieder nach vorne und erzählen von den persönlichen Wundern, die sie erlebt haben. Sie treten ans Mikrofon, rufen: „Verehere Gott.“ Danach erzählt eine von ihnen, dass sie hierher kam und viel gebetet hat. Und sie sei belohnt

worden. Fünf ihrer Töchter und Schwiegertöchter wurden schwanger, drei hätten bereits entbunden. Die Gläubigen klatschen in die Hände.

Es ist warm geworden unter dem Zirkuszelt. Saka hat sich das Jackett ausgezogen, wischt sich die Stirn mit einem weißen Tuch ab, das er schließlich in die Menge wirft. Die jubelt, und einige Frauen reißen sich darum, es aufzufangen. Ob es sie wohl an das biblische Schweiß Tuch erinnert? Der Gottesdienst endet plötzlich und ohne Segensworte. Saka geht, führt draußen noch ein kurzes Gespräch und steigt dann schnell in das schwarze Auto. Fotografieren lassen will er sich darin nicht.

Außerhalb seiner Anhängerschaft steht er stark in der Kritik – vor allem aus theologischer Sicht. Pastor James Wuye, der Mitbegründer des Interfaith Mediation Centre in Kaduna, beschreibt ihn als verwirrt. Pastor James, der gemeinsam mit Imam Muhammad Nurayn Ashafa, im Norden des Landes den Dialog zwischen den Religionen versucht, betont, dass es in der Bibel und im Koran viele Stellen gibt, die belegen, dass es zwei ganz unterschiedliche Religionen sind, die sich nicht miteinander vereinbaren lassen. Am deutlichsten würde das bei Christus selbst, den die Muslime zwar als einen Propheten, nicht aber als Sohn Gottes betrachten. „Für uns ist er mehr als ein Prophet, er ist Gottes Sohn. Wenn ich diesen Weg verlasse, habe ich meinen Glauben verloren“, findet Pastor James.

So Bayoblo beeindruckt die theologische Diskussion indes nicht. Vor dem Zirkuszelt wartet sie an einem kleinen Büchertisch weiter auf Kundenschaft. Alle drehen sich um Dr. Saka und dessen Kirche. So Bayoblo zeigt verschiedene Hefte, die tägliche Gebete und Anweisungen für ein religiöses und erfülltes Leben zum Inhalt haben. Eins davon trägt den Namen „Kuss der Freude“. Genau das habe sie hier erfahren, erzählt sie. „Hier sind die Menschen so verschieden, haben so viele Unterschiede.“ Und trotzdem würden sie gemeinsam beten – ihr Grund, um jede Woche in das alte Zirkuszelt zu kommen.

## **7. Persönliche Ansichten II:**

### **Umma: Meine Religion ist Frieden und Liebe.**

„Wenn ich an Religion denke, dann denke ich an den Islam. Das ist meine Religion. Und die bedeutet Frieden und Liebe.“ Umma Kaltume Baba ist jung, modern und erfolgreich. Die 31-Jährige hat in Kano studiert, lebt in Kaduna und arbeitet heute in der Central Bank of Nigeria, der Staatsbank. Dabei wollte sie zuerst überhaupt nicht ins Bankwesen einsteigen. Doch durch den Youth Service, ein Pflichtjahr, das alle Hochschulabsolventen in staatlichen Einrichtungen und privaten Unternehmen absolvieren müssen,

entdeckte sie ihr Interesse. Ein Leben ohne Religion kann sich Umma nicht vorstellen, schon gar nicht ohne ihre Religion, den Islam: „Islam bedeutet Frieden und Liebe.“

Die junge Frau, die zu Hause ihr Haar höchstens mit einem ganz dünnen Schleier bedeckt, ist mit ihrer Religion groß geworden. Daher sei es selbstverständlich, sie auszuüben. „Es ist etwas, das von Kindheit an gewachsen und so verbunden mit meiner Kultur ist. Es ist ein Fluss“, erzählt sie, als sie auf der Matratze im Mädchen-Schlafzimmer sitzt. Der Raum ist vollgestellt, weil das Haus umgebaut wird. Im Moment ist das große, einladende Esszimmer an der Reihe. Gerüste stehen an den Wänden, und gemeinsame Mahlzeiten mit der ganzen Familie und spontanen Gästen sind undenkbar. Umma, ihre drei Geschwister und die Eltern weichen auf andere Räume aus, die ebenfalls nach und nach eine schön verzierte Stuckdecke und neue Fußböden erhalten sollen.

Auch der Koranunterricht, den sie und ihre Mutter Hajiya jeden Abend außer donnerstags und freitags ab 19.30 Uhr erhalten, muss im Moment in andere Zimmer verlegt werden, immer dorthin, wo ein bisschen Platz und Ruhe ist. „Als wir jünger waren, sind wir nachmittags gegen 16 Uhr zur Koranschule gefahren. Doch als wir größer wurden, wurde es schwieriger.“ Schließlich seien sie und ihre Geschwister zu unterschiedlichen Zeiten aus der Schule gekommen. Der Wechsel an die Universität tat ein Übriges. Wenn ihr Koranlehrer heute kommt, dann sei es eine Wiederholung von dem, was sie einst gelernt hat, eine Erinnerung. Doch es geht nicht nur darum, den Koran zu lesen. Ihr persönlicher Koranlehrer lehrt auch die Hadith, die Überlieferungen oder – so bezeichnet es Malise Ruthven beispielsweise in ihrem Buch „Islam – Eine kurze Einführung“ – die Anekdoten über die Taten und Aussprüche des Propheten, die zuerst nur mündlich überliefert wurden. „Es ist gut. Man lebt das tägliche Leben und wird doch immer wieder daran erinnert, die Religion auszuüben. Es ist ein Geschenk.“

Der Grund, dass sie mit 31 Jahren noch im Haus ihrer Eltern lebt, liegt für Umma allerdings nicht nur in der Religion. „Es ist auch Kultur. Und ehrlich, ich kann mir nichts Besseres vorstellen“, sagt sie und lacht, weil sie diese Frage wohl erwartet hat. Und dann lacht sie noch einmal und richtet sich auf der Matratze auf: „Es würde schön sein, einfach so zu gehen. Aber diese Möglichkeit besteht nicht.“ Sorgen macht sie sich nicht darüber, sondern akzeptiert es, meistens jedenfalls.

Umma lacht wieder, als ich sie nach ihrem Freund frage. „Ja, ich habe einen“, sagt sie und strahlt. Sie haben sich vor anderthalb Jahren in der Bank kennen gelernt, er ist Moslem. Leichter würde das die Beziehung nicht machen. „Es gibt keine Beziehung, die leicht ist“, sagt die 31-Jährige bestimmt. Aber immerhin, sie hätten ein gemeinsames Fundament. Ihr Freund ist nicht



der erste. Auch mit einem Christen war sie zusammen und gibt zu, dass eine Heirat nicht möglich gewesen wäre, da es einer Muslima verboten ist, einen Christen zu heiraten. Damals, als ihre Beziehung begann, sei diese heikle Frage jedoch kein Thema gewesen, keine Selbstzensur, keine innere Schere im Kopf. „Daran denkst Du nicht, wenn Du jung bist.“

In ihrem Freundeskreis macht Umma keinen Unterschied: „Sie sind keine Freunde, die Christen sind. Sie sind Freunde.“ Trotz dieser Selbstverständlichkeit vermeidet sie es, über Religion zu diskutieren, zu sensibel, findet sie. Außerdem möchte sie niemanden zwingen, nicht gezwungen werden. „Jeder hat seinen Standpunkt und das Recht, an das zu glauben, an das er will.“

## 8. Kaduna – Eine Stadt zwischen Krieg und Frieden

Diese grelle Sonne in Kaduna, dieser Sand, der an die Wüste erinnert, diese Ruhe und Entspannung, kein Vergleich zu dem immer hektischen Lagos. Diese Eindrücke begleiten mich während der ersten Tage. Während der Kolonialzeit war die Stadt unter britischer Herrschaft für 63 Jahre – von 1903 bis 1966 – das politische Zentrum Nordnigerias. Daran hat sich bis heute wenig geändert. Dazu hat Kaduna den Ruf einer gewissen Liberalität, die Scharia wird nicht so eng ausgelegt wie beispielsweise in Kano. Diskussionen, ob islamische Frauen wohl mit fremden Männern auf einem Okada fahren dürfen, wären hier kaum denkbar. Es gibt Clubs und Kneipen. Kaduna ist nicht schön, keine malerische Stadt mit geschichtsträchtigen Altstadtmauern und einem märchenhaften Sultanspalast, keine besonderen Ausflugsziele oder Plätze. Kaduna ist praktisch, rational und selbstverständlich. Und es ist die Stadt, die vor allem im Jahr 2000 die wohl schlimmsten religiösen Ausschreitungen im Land erlebt hat.

Das Wort riots hat sich tief in das Gedächtnis der Einwohner eingebrannt, etwa so wie 9/11 in Europa und den Vereinigten Staaten. Wer riots hört, weiß, was er an diesen Tagen im Jahr 2000 getan, gesehen und erlebt hat. Es war der 21. Februar, ein Montagmorgen, als CAN eine friedliche Demonstration gegen die Einführung der Scharia organisierte, sagen die Christen. Für Rev. Father Peter Tanko, ein katholischer Priester, der seit sechs Jahren an der Ahmadu Bello University in Zaira, rund 60 Kilometer nördlich von Kaduna, unterrichtet, war genau diese Gesetzesänderung der Auslöser für die Krise. „Die Scharia hat es zwar immer gegeben. Aber diese Ausweitung war es und die fehlenden Informationen darüber.“ Es sei ein Schritt zur Islamisierung des Landes gewesen, obwohl immer wieder betont wurde, dass Christen von all dem nicht betroffen sind. Doch für Tanko sind sie es, wenn

es beispielsweise um den Verkauf von Bier und Schnaps geht. Durch Verbote sollten Existenzen zerstört werden.

Der Katholik war damals Direktor des Catholic Resource Centre, zu dem die Demonstration führte. „Ich habe ihnen gesagt, dass es eine friedliche Demonstration ist, dass sie keine Straße blockieren und keine Autos zerstören sollen.“ Die Demonstranten marschierten zum Haus des Gouverneurs, um ihre Meinung deutlich zu machen. Von dort aus sollte sich die Versammlung auflösen. Doch dann seien einige wiedergekommen, verletzt und blutend. Sie hätten gerufen, dass Muslime sie angegriffen hätten. „Wir haben nicht angefangen. Wir haben nur eine friedliche Demonstration gestartet und gerufen: *ba sharia* – keine Scharia“, sagt Tanko.

Dass die Einführung der Scharia zum Konflikt beigetragen hat, davon geht auch Muhammad Sanusi Khalil aus. Er gehört der muslimischen Gemeinschaft an und ist Imam an der Jumma Mosque. Doch die Umsetzung als solche sei nicht das Problem gewesen, sondern Unwissenheit und Ignoranz. „Die Scharia betrifft nur Muslime. Sie ist für uns gemacht. Wann immer jemand sagt, er sei Moslem, dann gehört die Scharia zu ihm und ist Teil von ihm.“ Die Kritik der Islamisierung kennt er nur zu gut. „Doch bevor wir es erklären konnten, eskalierte die Situation.“

Die plötzliche Explosion an jenem Montag im Februar sorgte für blutige Straßenschlachten mit Toten und Verwundeten. In der Stadt brach Chaos aus. Bis heute sind vielen Einwohnern die unglaubliche Willkür und Brutalität in Erinnerung geblieben. Sie haben keine Erklärung, weshalb aus einstmaligen friedlichen Nachbarn tödliche Feinde wurden, denn häufig waren es keine Fremden, die sich gegenseitig umbrachten. Doch vielleicht lässt sich das Unbegreifliche nicht verstehen, sondern kann höchstens hingenommen werden.

Hannatu Msehliä, eine 38-jährige Bankkauffrau, hat bis heute nicht vergessen, wie die Mutter einer Freundin ums Leben kam. Die Muslima war mit ihren Enkelkindern – die älteren waren in der Schule – allein zu Hause, als Christen ihr Haus stürmten. Es waren Nachbarn, die viele Jahre lang Tür an Tür gewohnt hatten. „Die Großmutter versteckte ihre Enkelkinder unter ihrem Bett“, erzählt Hannatu. Die Frau überlebte nicht, und die Kinder mussten mit ansehen, wie sie umgebracht wurde. Danach steckten die Nachbarn das Haus an. Die Kinder konnten nach draußen flüchten und erzählen, wer hinter der Ermordung steckte. Hannatus Freundin ist anschließend in einen anderen Stadtteil gezogen. Einmal sind die beiden Frauen dort gemeinsam zum Markt gegangen. „Als meine Freundin begrüßt wurde und sie nicht antwortete, habe ich sie nach den Gründen gefragt“, erzählt Hannatu. Ihre Freundin berichtete ihr, dass es sich um die Mörder ihrer Mutter handelt, mit denen sie nie wieder etwas zu tun haben möchte.

Auch Samson Auta, der sich seit einigen Jahren im Interfaith Mediation Centre für einen Dialog zwischen Christen und Muslimen einsetzt, und seine Schwester Naomi Garba können die Tage nicht vergessen. Die Geschwister suchten Zuflucht auf dem Gelände einer Kirche. Zwei Wochen mussten sie dort gemeinsam mit anderen Familienmitgliedern ausharren. Sie lebten in der Kirche, im Haus des Pastors, schiefen auf dünnen Matten und kochten zusammen. Naomi wird diese Gerüche nicht vergessen können, die sich nach und nach ausbreiteten. „Manchmal haben wir gekocht, aber ich konnte nicht essen. Nachts konnte ich vor lauter Angst nicht schlafen“, erinnert sich die schlanke Frau. Dann erlebte sie mit als Soldaten kamen. Sie sollten für Ordnung sorgen, doch ihre Anwesenheit versetzte die Flüchtlinge in Angst und Schrecken. „Sie zielten auf Samson und wollten ihn töten“, sagt Naomi noch acht Jahre später mit schriller Stimme. Doch dann erschossen sie einen anderen jungen Mann, nicht ihren Bruder.

In dieser Zeit waren viele Kirchen und Moscheen von Flüchtlingen besetzt. So suchten auch in der Sultan Bello Mosque, der größten in Kaduna, unzählige Menschen Zuflucht und Schutz. Im Laufe der Tage wurden auch die Lebensmittel knapp. „Wir haben eine kleine Dose mit Milch geteilt“, erinnert sich die 31-jährige Umma Kaltume Baba und auch daran, dass im Haus ihrer Eltern Mehl war. Es gab frisches Brot für die eigene Familie. Ihre Mutter versuchte, auch andere Verwandte und Freunde damit zu versorgen. Bei jenen, die in der Nähe wohnten, klappte es. Doch das Risiko, durch die ganze Stadt zu fahren, war zu groß. So verbrachten sie die Tage in der Sorge, ob wohl geliebte Menschen noch am Leben waren.

Die Schätzungen, wie viele Menschen in jenen Tagen gestorben sind, sind unterschiedlich. Viele sprechen von 300 bis 400 Menschen. Shehu Sani zitiert in seinem gerade erst erschienenen Buch „The Killing Fields – Religious Violence in Northern Nigeria“ einen Polizeireport, der von 700 Toten ausgeht. Mehrere hundert Menschen wurden zudem verletzt. Gezählt haben die Beamten auch 55 Moscheen sowie 123 Kirchen, die die Randalier dem Erdboden gleichgemacht haben.

Doch die Narben, die die riots hinterlassen haben, sitzen noch viel tiefer. Denn die Ausschreitungen haben Kaduna geteilt. Der Fluss, der den gleichen Namen trägt, ist zur natürlichen Grenze geworden. Der Süden ist heute fast ausschließlich christlich, im Norden leben vorwiegend Muslime. Nach dem Konflikt haben viele ihre Häuser verlassen, um sich auf „ihrer“ Seite etwas Neues aufzubauen. Die Angst, dass er sich wiederholt, war für viele zu groß. Das eine oder andere verlassene und zerfallene Gebäude erinnert heute noch daran, wenn man aufmerksam durch die Stadt geht.

Die Ausschreitungen parallel zur Einführung der Scharia waren längst nicht die ersten in Nordnigeria. Schon Ende des Jahres 1978 gab es bei-

spielsweise an der Ahmadu Bello University in Zaira eine Kontroverse unter christlichen und muslimischen Studenten. Mitglieder der Muslim Students Society (MSS) fühlten sich provoziert, weil Christen in ihrer Anwesenheit Palmwein – ein in weiten Teilen Nigerias verbreitetes, traditionelles Getränk – tranken. Beide Seiten organisierten Demonstrationen, nutzten Slogans wie „I found it (Jesus Salvation)“ oder „Islam only“ und zerstörten mehrere Universitätsgebäude.

Diese Spannung setzte sich im nächsten Jahrzehnt fort. Noch waren es keine Ausschreitungen, die im Ausland wahrgenommen wurden. Doch in Kaduna State wuchs das Misstrauen. Besonders angeheizt wurde sie durch Prediger. Darunter war Rev. Bello Abubakar Bako, der vom Islam zum Christentum konvertiert war und im März 1987 das College of Education in Kafanchan, einer rund 300 Kilometer von Kaduna entfernten Stadt, besuchte. Eingeladen hatte die Studentengruppe Fellowship of Christian Students (FCS), die ihn mit dem Banner „Jesus Campus“ begrüßten. Die muslimischen Studenten rissen es hinunter, bezichtigten Bako der Gotteslästerung und der bewusst falschen Interpretation des Korans. Innerhalb weniger Stunden eskalierte die Situation und breitete sich auf die ganze Stadt aus. Drei Moscheen und zwischen 40 und 47 Kirchen wurden in der vorwiegend christlichen Stadt zerstört. Dazu kamen 19 Fahrzeuge und 30 Hotels. Insgesamt starben 25 Menschen, weitere 61 wurden verletzt. Auch in den Folgejahren brachen immer wieder Auseinandersetzungen aus, die oft auf einzelne Orte beschränkt blieben. Für Rev. Matthew Hassan Kukah, ein Geistlicher und hoch angesehener Analyst und Autor, bedeutet die Kafanchan-Krise eine Zäsur. Sie habe eine neue Dimension von physischer Gewalt dargestellt.

„Dieser crusade war der Auslöser. Dabei ist die muslimische Gemeinschaft in Nigeria eine friedliche“, sagt etwa Alhaji Muhammad Ali, der Mitglied eben dieser Gemeinschaft ist und für sie die Entwicklungen im Februar 2000 aufgezeichnet hat, über die Auseinandersetzung. Später nahm die Polizei die Untersuchungen auf, verhaftete laut Muhammad vorwiegend Muslime und verurteilte sie. „Sie haben den Konflikt nicht verursacht“, kritisiert er die Vorgehensweise. Ein Jahr später wurden die Inhaftierten allerdings begnadigt. Für das National Islamic Council, so Muhammad, sei das eine politische Entscheidung gewesen, eine Bestrafung der Muslime.

Damit spricht Muhammad die vielen Erklärungsversuche der tatsächlichen Ursachen an. Längst ist klar, dass die Religion selbst immer häufiger in den Hintergrund tritt und sie stattdessen bestenfalls als Deckmantel genutzt wird. Alhaji Abu Salihu von der größten Moschee Kadunas, der Sultan Bello Mosque, gibt ethnische Gründe an, die für das Misstrauen, aber auch die blutigen Konflikte verantwortlich waren. „Das ist nicht Religion“, sagt er. Diese These teilen heute viele und nutzen den Begriff „ethno-religious

conflicts“ – ethnisch-religiöse Konflikte. Denn zumindest in einigen Teilen des Landes sind bestimmte Ethnien entweder mit dem Islam oder mit dem Christentum verbunden. Auch die wirtschaftliche Situation vieler, vor allem junger Menschen wird zumindest teilweise als Ursache gesehen. Sie haben keine Arbeit, kein Geld, lassen sich leicht anstacheln, aufwiegeln und kaufen. Gleiches gelte, so hat es Alhaji Muhammad Sa’ad Abubakar III., der Sultan von Sokoto, betont, für die Frage nach der Bildung. Er nennt mangelndes Wissen als Grund für die Ausschreitungen, denn beide Religionen würden den Frieden, nicht aber Gewalt predigen.

Noch stärker sei aber die Verbindung von Religion und Politik. „Wir haben so viele Politiker beobachtet, die ihre Wahlen verloren haben. Sie wollen weder Frieden noch Stabilität dort sehen, wo ihre Gegner an der Macht sind. Stattdessen nutzen sie die Religion, um politische Konflikte auflodern zu lassen.“

„Religion remains the most sensitive security issue in Nigeria today“, schreibt auch Shehu Sani. Er zitiert Dr. Bala Mohammed vom Department of Mass Communication an der University of Lagos. „Religion became an instrument for political campaigns.“ Die Beispiele seien vielfältig, so würde bei Wahlen sehr darauf geachtet werden, welcher Glaubensrichtung der Spitzenkandidat anhängt. Wie eng die Zusammenhänge sind, hat auch Kukah in seinem 1993 erschienenen Buch „Religion, Politics and Power in Northern Nigeria“ beschrieben. „Religion“, so schreibt Kukah, „war und ist die stärkste Waffe.“

Doch wie wichtig ist die Ursachenforschung, wenn es um persönliche Schicksale geht? Sakaria Palm sitzt in den Räumen des Interfaith Mediation Centre. Ihm fehlt eine Hand, eine große Narbe zieht sich über seinen Hinterkopf. Eigentlich kommt er aus Plateau State, lebt aber seit vielen Jahren in Kaduna. Sakaria hat Wirtschaftswissenschaften studiert und absolvierte seinen Youth Service. Danach fand er eine Arbeit, genau für drei Monate, bis in Nigeria die neue Miss World gekürt werden sollte. Die Wahl zur schönsten Frau der Welt stürzte den Norden abermals in eine tiefe Krise, als zornige Muslime aufs Schärfste gegen den Wettbewerb protestierten und darin eine unvorstellbare Beleidigung des Propheten sahen. „Es war am 21. November 2002“, erinnert sich Sakaria. Damals wurden drei seiner Brüder und ein Freund ermordet. Es war eine gespenstische Stille, als er abends nach der Arbeit nach Hause kam, keine Kinder aus der Nachbarschaft, die ihn begrüßten. Er traf eine Frau, die ihm sagte, das Land sei in großer Gefahr. Er wollte umdrehen, sich verstecken, als er eine Gruppe von 100 Menschen sah. Sie skandierten „Allahu Akbar“, hatten die Gegend, in der auch das Police College liegt, längst abgeriegelt. „Ich habe sie angefleht, mich laufen zu lassen, hatte 22.000 Naira bei mir, wollte ihnen das Geld geben“, erinnert

sich Sakaria. Doch sie banden ein Seil um seinen Hals, brachten ihn auf einen kleinen Hof, wo er sich zu anderen gefangenen Christen auf den Boden legen musste. „Ich sprach mein letztes Gebet, das war es.“ Seine Peiniger riefen: „Bringt sie um.“ Die Männer hatten Macheten und wollten zuhauen. Doch Sakaria versuchte, seinen Kopf zu schützen, indem er mit seinen Händen den Hinterkopf umschlang. Dabei verlor er seine Finger. Er überlebte, weil Soldaten kamen und seine Peiniger flüchteten.

Heute ist Sakaria arbeitslos, hat kaum das Geld, um seine Medikamente zu bezahlen. Auch für den Bus nach Zaria, wo er im Universitätskrankenhaus behandelt wird, reicht es nicht aus, er muss trampeln. Betrogen und im Stich gelassen fühlt sich Sakaria vom Staat. „Die Regierung kümmert sich kein Stück. Die Rechnung für das Krankenhaus musste ich selbst bezahlen. Es interessiert sie nicht.“ In Nichtregierungsorganisationen (NRO/NGO) hat er ebenfalls keine Hoffnung mehr. Auch sie würden ihn nicht finanziell unterstützen können.

Sakaria spricht wenig über seine Gefühle gegenüber Muslimen. „Natürlich treffe ich sie, habe Kontakte. Ich danke ganz einfach Gott, dass er mein Leben gerettet hat.“ Manchmal seien ihm Muslime sogar lieber. Sie würden nicht tratschen wie viele Christen, die er kennt. Auf der Straße begegnet der Mann noch immer jenen Männern, die seine Brüder ermordet haben. „Doch was soll ich machen? Gott wird über sie richten“, lautet seine leise Hoffnung.

## 9. Der Versuch des Dialogs

Es gibt wohl keinen besseren Ort als Kaduna für den Versuch eines Dialogs zwischen Christen und Muslimen. Er entstand nicht erst nach den tödlichen Ausschreitungen in den Jahren 2000 und 2002, sondern bereits 1995 auf kleiner Ebene und ohne eine besondere Aufmerksamkeit. Damals lernten sich während einer Konferenz für Nichtregierungsorganisationen Pastor James Wuye und Imam Ashafa kennen. Ein schwieriges Umfeld für Pastor James, schließlich fand das Treffen in einem Regierungsgebäude statt. „Dort konnte ich nicht kämpfen“, beschreibt er seine Gefühle, denn der Mann, der heute auf Dialog zwischen beiden Religionsgruppen setzt, hasste Muslime, bekämpfte sie und verlor dabei seinen rechten Arm. „Mein Hass kannte keine Grenzen. Bei der kleinsten Provokation haben Muslime uns angegriffen.“ Gerne hätte er den Imam an einer anderen Stelle getroffen, ohne Sicherheitskräfte, an einem Ort, an dem er ihn hätte angreifen können. Doch dann kam die denkwürdige Teepause, in der Idris Musa, ein gemeinsamer Bekannter und Mitorganisator, beide an die Hände nahm. „Für mich war es

so, als ob ich mit dem Teufel Händchen halten musste“, erinnert sich Pastor James. Dennoch redeten sie miteinander. Dabei war der Pastor skeptisch, hatte das Gefühl, dass Muslime sich nicht an Abmachungen halten. „Doch Imam Ashafa kam immer wieder zu mir.“ Das erste Eis war gebrochen, danach begannen sie, gemeinsam an Seminaren zur Konfliktbewältigung teilzunehmen, zuerst in Kaduna, dann in Lagos und den Vereinigten Staaten. Alleine waren sie während der Anfangsphase nicht, vielmehr war es ein Gemeinschaftsprojekt. So unterstützten auf muslimischer Seite Abdullahi Mohammed Sufi und auf christlicher Seite Joshua Kurmi Pyeng den Versuch des Dialogs. Beide gehören nach wie vor zu den Aktivisten. Aus diesen Anfängen entstand das Interfaith Mediation Centre, das mittlerweile internationale Beachtung findet.

Doch danach sieht es auf den ersten Blick gar nicht aus. Die Sonne brennt, und ich stehe vor dem NNIL-Hochhaus am Ahmadu Bello Way. „Wir müssen in den vierten Stock“, sagt mir Samson Auta, einer der Mitarbeiter, der mich schon am Abend zuvor vom Flughafen abgeholt hat. Der Pförtner grüßt, schaut etwas verwundert. Samson zeigt mir, wie ich den Fahrstuhl benutzen muss. Denn die Knöpfe funktionieren schon lange nicht mehr, weshalb er an die Tür klopft. Nach langer Zeit öffnet sich diese. Der Fahrstuhl ist nicht etwa leer, stattdessen sitzt dort ein Mann auf einem kleinen Hocker, über ihm ein Ventilator. Er grüßt auf Hausa, hält in der rechten Hand eine zerfledderte Ausgabe des Korans und bedient mit der linken Hand die Knöpfe. Samson muss nicht sagen, wohin wir wollen. Schließlich kann er die Gesichter, die Tag für Tag ein und aus gehen, zuordnen. Als wir oben ankommen, frage ich, weshalb jemand den Fahrstuhl bedienen muss. Für Samson liegt die Antwort auf der Hand: „Wir haben so häufig Stromausfall.“ Die Erklärung leuchtet mir im Verlauf der Wochen immer mehr ein.

Das Büro besteht aus einem kleinen Versammlungsraum, in dem sich weiße Plastikstühle stapeln, wie es sie an jeder Straßenecke und in jeder Kneipe des Landes gibt. In zwei weiteren Räumen stehen zusammengewürfelt ein paar Schreibtische, Stühle, zwei Sofas und drei Sessel. Nur Pastor James und Imam Ashafa haben eigene Zimmer. Doch mittlerweile sind sie meist unterwegs, jetzt steht eine Reise nach Kanada und in die Vereinigten Staaten auf ihrem Programm. Danach geht es nach Südafrika, nach Deutschland und wieder nach Kanada. Der steigende Bekanntheitsgrad in der ganzen westlichen Welt verschafft der NRO nicht nur Ansehen und Auszeichnungen, sondern auch Spenden. Daher ist sie gerade dabei, ein eigenes Haus zu bauen, um dort Treffen und Seminare organisieren zu können. Doch das Büro am Ahmadu Bello Way ist zum Zentrum für Debatten und Diskussionen geworden. Vermutlich kommen fast alle, die in Kaduna hinter dem Dialog stehen, immer wieder hierher.

Auch Joseph Akimiyala verwickelt mich am ersten Tag in ein Gespräch, in ein ungewöhnliches, denn er begrüßt mich auf Deutsch: „Wie geht es Dir? Geht es Dir gut?“, fragt er. Joseph reist regelmäßig nach Deutschland und hat in Berlin seine eigene Kirche gegründet. Alles sei Zufall gewesen. Er war in Kaduna Pastor, suchte etwas Neues, zuerst in den Vereinigten Staaten und danach in Berlin, wo er den Kirchentag besuchte. Es sei Gottes Wille gewesen, erzählt er mir, als wir ins Englische gewechselt haben. Er hatte kein Geld, um ins Ausland zu gehen, bis ihm jemand die finanzielle Unterstützung zusicherte, ein Wink des Allmächtigen. Heute hat er sich zum Ziel gesetzt, Deutschland und vor allem jungen Menschen dort den Glauben wieder nahe zu bringen. Sein wichtigstes Mittel ist die Musik. „Ich habe auch Lieder geschrieben“, erzählt er und gibt mir eine seiner CDs. Es sind Gospels, darunter sogar ein deutscher Liedtext, den er mit einiger Unterstützung selbst verfasst hat.

Dabei will ein Erlebnis nicht aus seinem Kopf. Er war in Berlin, traf dort nach einem Gottesdienst eine Gruppe Jugendlicher. Die Verständigung war nicht einfach, da viele der Teilnehmer nur wenig Englisch sprachen. Doch dann sang er für sie. „Es war plötzlich ganz still in dem Raum“, erinnert er sich. Seine Zuhörer seien ergriffen gewesen, einige hätten still vor sich hingeweint. Und Joseph wusste, dass es seine Mission ist, den Glauben zurück nach Europa zu bringen.

Eins wundert ihn allerdings: die große Skepsis, wenn nicht sogar Abneigung gegenüber Pfingstkirchen und Evangelisten wie Reinhard Bonnke. Bonnke, der in Deutschland wenig bekannt ist, genießt in vielen afrikanischen Ländern, darunter auch Nigeria, hohes Ansehen. Der charismatische Deutsche kommt gleich mehrmals im Jahr nach Nigeria und predigt vor Zehntausenden. Seine crusades blieben nie ohne Schwierigkeiten, etwa als er im Oktober 1991 in Kano predigten wollte. Die muslimische Gemeinschaft wertete das als große Beleidigung, vor allem, weil kurz zuvor dem muslimischen Prediger Dr. Ahmed Deedat aus Südafrika der Besuch in Nigeria verweigert worden war. Demonstrationen auf beiden Seiten waren die Folge, bis muslimische Demonstranten zum Palast des Emirs zogen und von ihm ein Predigt-Verbot für Bonnke verlangten. Doch der Emir lehnte dies ab, woraufhin viele wütend durch die Straßen marschierten und die Situation eskalierte.

Joseph versteht nicht, weshalb Bonnke so unbekannt und ungeliebt in seiner eigenen Heimat ist, wenn er doch im Ausland gefeiert wird. Die Frage macht mich nachdenklich. Ich versuche es mit der Erklärung, dass Religion und Glaube in Deutschland eine Privatangelegenheit sind und allerhöchstens bei Taufen oder Hochzeiten zum Thema werden und nach der Frage „standesamtlich oder auch kirchlich?“ enden. Vielleicht ist es die Angst, dass ein Prediger zu mächtig und zu charismatisch ist, eine Angst, die aus der deut-



schen Geschichte heraus entstanden ist. „Und was ist mit dem Papst?“, fragt Joseph und lässt mich nachdenklich im Büro zurück.

Einer der wenigen festangestellten Mitarbeiter ist Samson. Er kannte Pastor James, und so entstand die Mitarbeit. Samson macht Termine, plant Workshops, pflegt den Kontakt zu den Mitarbeitern und organisiert die Reisen für Pastor James und Imam Ashafa. Wenn Samson über seine Arbeit und die Aufgaben der Einrichtung spricht, dann fallen gar nicht an erster Stelle die Wörter Religion und Dialog. Vielmehr geht es um friedensschaffende Maßnahmen, die ganz praktisch umgesetzt werden, etwa ein Ausbildungsprogramm für Jugendliche. Sie sollen einen Beruf erlernen, um später eigenes Geld zu verdienen. Immer häufiger gehen die Mitarbeiter auch in Schulklassen, sprechen mit jungen Menschen über die riots und den Faktor Religion. Doch es soll spielerisch und nicht mit dem erhobenen Zeigefinger passieren. So gehören Fußballspiele mit zum Programm und ganz ungezwungene Gespräche. Derzeit gründet sich auch eine Frauengruppe, deren Mitglieder sich vor allem wirtschaftlich unterstützen wollen.

Samson arbeitet außerdem mit Rhoda H. Gaiya zusammen, die ebenfalls eine NRO leitet und Frauen vermittelt, wie man effektiver Obst und Gemüse anbaut. Sie sollen ihre eigenen Ressourcen nutzen, um unabhängiger vom Geld zu werden. Samson hofft, dass durch die Arbeit Religion irgendwann in Vergessenheit gerät. Es ist ein Markt-Konzept. „Du gehst auf den Markt und denkst nicht darüber nach, ob Du jetzt bei einem Christen oder einem Moslem einkaufst. Oder Du gehst in ein Restaurant, weil Du hungrig bist. Und es ist völlig egal, welche Religion der Betreiber hat. Es geht nur darum, satt zu werden.“ Samson wird von seinen Kollegen, aber auch von den Besuchern im Zentrum geschätzt und geachtet. Er ist ruhig und besonnen, diskutiert, vertritt seine Meinung, ohne sie einem anderen aufzuzwingen. Er hat keine dogmatischen Ansichten und geht stattdessen Probleme pragmatisch an.

Er organisiert auch den dreitägigen Workshop kurz vor Ostern, der den Titel “Senior Stakeholder Capacity Building Workshop on Promoting Peace and Acceptance” trägt. Jeder, der sich in Kaduna mit dem Thema Religion auseinandersetzt, ist zum Veranstaltungsort, dem Women Multi Purpose Building, das nur fünf Minuten vom Büro entfernt liegt, gekommen. Die Stimmung in dem kleinen Konferenzraum ist hektisch und aufgeregt. Ziel sei es, sagt Samson mir, dass die Teilnehmer Vertrauen zueinander aufbauen und ohne Vorurteile miteinander arbeiten. Obwohl Kaduna acht Jahre nach dem schlimmsten Konflikt einen friedlichen Eindruck macht, sind das Misstrauen und mitunter sogar der innere Hass weiterhin in der Welt.

Hass ist es zwar nicht, über den die Teilnehmer am ersten Tag sprechen. Aber Misstrauen, Unverständnis und wenig Akzeptanz beherrschen trotz des Bemühens um ein friedliches Miteinander nach wie vor die Stimmung.

Ich habe mich am ersten Tag verspätet. Überrascht bin ich, als ich die Sitzordnung sehe. Auf der rechten Seite sitzen die Moslems, auf der linken die Christen, obwohl sich viele Teilnehmer schon lange kennen und miteinander arbeiten. Die Vorträge laufen, und alle Referenten – egal ob Christen oder Muslime – betonen, wie wichtig das Schaffen von Frieden zwischen den Religionen ist. „Sie sollen verstehen lernen, wie sie eine Kultur des Friedens schaffen können“, erklärt mir Abdullahi Mohammed Sufi, der im Interfaith Mediation Centre Programmleiter auf der islamischen Seite ist.

Doch bei theoretischen Ausführungen bleibt es nicht. Ebenso wichtig ist die Arbeit mit den heiligen Büchern, dem Koran und der Bibel. Während in Europa Bibeln häufig allenfalls im Bücherregal verstauben oder lediglich zum Kommunion- oder Konfirmandenunterricht genutzt werden, haben sie in Nigeria einen festen Platz im Alltag. Wenn Familien beten, wird aus der Bibel gelesen. Alte, zerfledderte Exemplare werden zu jedem Gottesdienst mitgenommen, damit nicht nur der Pastor vorliest, sondern jeder für sich die Stellen mitverfolgen kann. Auch während des Workshops darf sie nicht fehlen, was analog für den Koran gilt. „Wir lesen in der Bibel, was dort zur Kultur des Friedens steht“, sagt Sufi. So finden sich die Teilnehmer immer wieder in kleinen Gruppen zusammen, arbeiten mit ihren Büchern und suchen Stellen heraus, die von einem friedlichen Miteinander handeln. Anschließend schreiben sie Psalme und Verse auf große Blätter, um darüber zu diskutieren.

Dass es mit der Kultur des Friedens auch weltweit nicht gut bestellt ist, betont am Ende des Seminars Imam Ashafa in seinem 30-minütigen Vortrag. Der Imam, der einst ein muslimischer Aktivist war, bis er 1992 bei Ausschreitungen seine Brüder und seinen Lehrer verlor, spricht über einen Prediger in Uganda, der im Namen Gottes Kreuzzüge organisiert, um Menschen zu missionieren. „Er verwandelt Kinder in Soldaten. Doch welcher christliche Gott soll das sein, der das zulässt?“, lautet seine rhetorische Frage. Kritik gibt es auch für die Vereinigten Staaten, Großbritannien, China und Korea. „Sie machen aus Menschen Roboter. Sie werden in Flugzeuge gesetzt und müssen kämpfen, und die Kultur der Gewalt wird gestärkt.“ Große Bedenken hat er auch bei der Erziehung von Kindern. Früher hätten diese draußen gespielt, etwa mit Tieren. Heute würden sie mit Waffen spielen. „Die Kultur der Gewalt und des Krieges siegt schnell über jene des Friedens“, mahnt Ashafa.

Auf die Frage, wie er die Zukunft sieht, antwortet der Imam, dass sich die Menschen wieder auf wenige, wichtige Werte zurückbesinnen müssen. „Menschen sind keine isolierten Inseln, wir leben alle miteinander.“ Trotz des Miteinanders betont der Gründer des Interfaith Mediation Centre die Verschiedenartigkeit. „Wir sind kein Schmelztiegel. Wir sind vielmehr eine

Salatschüssel. Wir sind alle verschieden, wir sind alle einzigartig, aber zusammen geben wir eine gute Mahlzeit ab.“

### 10. Persönliche Ansichten III:

#### **Hajiya: Ich habe niemals an meiner Religion gezweifelt.**

Die fünf Gebete sind für Hajiya Hafsat Mohammed Baba selbstverständlich. Im großen, gästefreundlichen Haus kann es noch so voll sein. Wenn es Zeit für das Abendgebet ist, zieht die Mutter von fünf Kindern ihren Hijab über, verdeckt ihr Haar ganz und gar, stellt den Fernseher leise und wird eins mit sich und ihrem Glauben. „Ich habe niemals an meiner Religion gezweifelt“, sagt die Frau, die die Nichtregierungsorganisation „Global Initiative for Women and Children“ ins Leben gerufen hat und mit der sie vor allem die Situation muslimischer Frauen verbessern möchte. Erst vor ein paar Monaten hat sie zudem eine Männerdomäne entdeckt: die Politik. Auf die Frage, welcher Partei sie angehört, sagt Hajiya wie aus der Pistole geschossen: „Der Opposition.“ Sie hat sich hochgekämpft und ist heute Vorsitzende der All Nigeria People’s Party (ANPP) in Kaduna State. So etwas hat es noch nicht gegeben. Es ist eine Revolution, besonders für eine muslimische Frau, deren Mann immer wieder angerufen und gefragt wurde, weshalb er ihr das politische Engagement nicht verbiete.

„Natürlich kannst Du nicht immer glücklich sein, aber gleichzeitig auch nicht immer traurig. Es gibt Höhen und Tiefen. Aber es hilft mir jedes Mal, wenn ich meine Gebete sprechen kann“, sagt Hajiya und gießt heißes Wasser aus der großen Thermoskanne ein. Dann drückt sie den Teebeutel aus und löffelt Zucker in die weiße Tasse. Glück und Unglück sind für die energische Frau ausgerechnet mit ihrem Glauben verbunden. Damals, als ihr Mann und sie das Größte geschafft hatten. Das Haus war gebaut und eingerichtet, beide hatten gute Stellen, und Hajiya war zum fünften Mal schwanger. Damals hätten Freunde und Familie ihren Mann gedrängt, eine zweite Frau zu nehmen, wohl um seinen Wohlstand zu zeigen. „Zuerst hat er es abgestritten“, erinnert sie sich. Doch dann gab er zu, zum zweiten Mal geheiratet zu haben. „Es war für mich so, als ob ich mein Kind verloren hätte.“ Obwohl es in Nordnigeria so selbstverständlich ist, obwohl ihre beste Freundin die zweite Frau ist, ihr Bruder zweimal geheiratet hat. Die Wunden und die Verletzung sitzen tief, auch noch nach 17 Jahren.

Die Ehe hielt nicht lange, wurde bald wieder geschieden. Doch es war nicht der einzige Versuch der Polygamie. Heute ist ihr Mann außerdem mit einer Juristin verheiratet, die in Abuja, der neuen, künstlichen Hauptstadt, lebt. Sie haben ein gemeinsames Kind. „Hier hätte ich sie nicht sehen wollen“, sagt

Hajiya. Denn das Haus und den Wohlstand habe sie gemeinsam mit ihrem Mann aufgebaut. Das hätte sie nie mit einer anderen Frau teilen wollen.

Dass die Heirat von bis zu vier Frauen nach islamischem Recht legal ist, kritisiert Hajiya nicht, auch wenn es ihr weh tut. „Doch welche Frau möchte schon gerne teilen?“, fragt sie und spricht damit etwas aus, das wohl viele, wenn nicht gar fast alle Frauen sofort unterschreiben würden – ganz gleich, welchem Glauben sie angehören. Hajiya kritisiert stattdessen, dass die Männer den entscheidenden Zusatz vergessen, wenn es um Polygamie geht. Ein Mann kann vier Frauen heiraten, wenn er sie gleich behandelt. „Aber wer kann schon vier Menschen gleich behandeln? Niemand kann das“, beantwortet Hajiya ihre rhetorische Frage selbst.

Trotzdem hält sie am Islam fest, zu dessen Praktizierung etwa das Geben von Almosen und die Hajj, die Pilgerfahrt nach Mekka, gehört, die jeder Erwachsene zumindest einmal im Leben auf sich nehmen sollte – wenn er über ausreichend Geld verfügt. In Nigeria scheint es heute immer mehr Muslime zu geben, die sich diese Fahrt leisten können. So berichtete die in Lagos erscheinende Tageszeitung *This Day* Ende Januar, dass sich das westafrikanische Land mittlerweile auf Platz drei der Mekka-Reisenden hochgearbeitet hat und nur noch hinter Malaysia und Saudi-Arabien liegt. Mekka als Reiseziel haben auch die Fluggesellschaften entdeckt, denn gleich fünf bieten Direktflüge an. Hajiya selbst war zweimal dort. „Es war sehr beeindruckend, Muslime aus der ganzen Welt zu sehen. Alle sind sie gekommen, um für die gleiche Sache zu beten. Es war kein Unterschied, ob sie arm oder reich sind.“

Während einer Pilgerfahrt haben ihre Kinder Umma und Ahmed sie begleitet. „Gleich von Anfang an sollten Kinder mit der Religion vertraut werden, wenn sie zwei oder zweieinhalb Jahre alt sind“, findet Hajiya. Doch die alleinige Weitergabe des Glaubens ist nicht alles. „Für mich ist eine Ausbildung das wichtigste, das man einem Kind mit auf den Weg geben kann.“ Für Hajiya, die den Teebeutel noch einmal für die zweite Tasse Tee nutzt, war es selbstverständlich, auch ihren drei Töchtern ein Studium zu ermöglichen. Doch nicht nur das: Umma, die älteste, könnte promovieren. „Ich möchte sie dazu ermutigen“, erklärt Hajiya.

Sie selbst hatte nicht die Möglichkeit, eine Universität zu besuchen, und das, obwohl die bekannte Ahmadu Bello University in Zaria nur 60 Kilometer von Kaduna entfernt liegt. „Stattdessen habe ich die polytechnische Schule in Kaduna besucht. Und meine Mutter wusste, dass ich jeden Abend nach Hause komme.“

Doch die Zeiten hätten sich geändert. „Meine Kinder gehen aus, besuchen Freunde. Und ihre Freunde kommen zu uns. Wir haben ein offenes Haus“, sagt sie und wirkt ein wenig stolz. Aber darin ist keine Überheblichkeit, kei-

ne Arroganz, sondern vielmehr die Freude darüber, dass sie eine liberale, muslimische Familie sind. Es ist ein Spagat zwischen Tradition und Moderne, zwischen Religion und der manchmal so gottlos wirkenden westlichen Welt, den sie mit ihrer Familie geschafft hat.

## 11. Und wenn es wieder brodelt

In Kaduna herrscht Optimismus. Niemand meiner Gesprächspartner kann sich vorstellen, dass es je wieder zu so schrecklichen Ausschreitungen kommt, wie es sie im Februar 2000 und im November 2002 gegeben hat. Kaduna State hat seine Lektion gelernt. „Der Frieden ist wieder da in Kaduna State“, sagt Imam Muhammad Sani Isah, der als Koordinator im Interfaith Mediation Centre mitarbeitet.

Dennoch ist es ein fragiler Friede, der durch kleine und auf den ersten Blick unscheinbare Ereignisse ganz schnell ins Wanken gebracht werden kann. Und manchmal kippt er um. „Es gibt einen latenten Konflikt zwischen muslimischen und christlichen Gelehrten“, erzählt der Imam weiter. Der Auslöser für den jüngsten Vorfall sei ein Interview am letzten Februartag gewesen. Darin hätte in Kaduna ein Geistlicher der Christian Association of Nigeria die Zusammenarbeit zwischen Christen und Muslimen kritisiert. Sie würde scheinheilig sein, denn in Kano hätten Muslime eine Kirche niedergerissen, was zum Protest von jungen Christen führte. Nach diesem Vorfall, der erst wenige Tage zurückliegt, könnte es kein Vertrauen mehr geben.

„Einige muslimische Gelehrte haben es mit Schmerzen gehört. Es war eine Beleidigung“, findet Imam Sani, als wir im Büro in Kaduna sitzen und über die momentane Situation zwischen den Religionen sprechen. Der Imam kritisiert vor allem die fehlende Differenzierung. Man hätte betonen müssen, dass es sich um Kano handelt, nicht aber um Kaduna oder gar um ganz Nigeria. Und selbst dann sei es eine Verdrehung der Tatsachen gewesen. „Es ist etwas zwischen der Regierung in Kano und den Katholiken vor Ort. Eine ihrer Kirchen ist niedergerissen worden.“ Was die Christen außerdem verschwiegen hätten, sei die Tatsache gewesen, dass auch eine Moschee, die in der Nachbarschaft stand, abgerissen wurde, denn auf dem menschenleeren Gelände soll ein Krankenhaus entstehen.

Der Imam hat mich neugierig gemacht. Ich will nach Kano reisen, um mir zumindest den Platz mit der zerstörten Kirche anzusehen. Drei Tage lang kämpfe ich gegen die häufig geäußerte Meinung an, dass die Reise zu gefährlich sei. Ich würde in ein Wespennest stechen. Doch Imam Sani hat Verständnis und telefoniert mit Muhammad Mustapha Yahaya, der in Kano der Leiter der Democratic Action Group ist, die viel mit dem Interfaith Mediat-

on Centre zusammenarbeitet. Ich habe genau 48 Stunden, um mir selbst ein Bild von Kano zu machen.

Kano fühlt sich ganz anders als das so vertraut gewordene Kaduna an. Als ich aus dem Sammeltaxi steige, umhüllt mich eine trockene Hitze, die an die Wüste erinnert. Die Stadt selbst hat Tradition und gilt als älteste in ganz Westafrika. Erstmals schriftlich erwähnt wurde sie im Jahre 999, doch vermutlich war sie damals bereits einige hundert Jahre alt. Später wurde sie wichtiger Handelsstützpunkt. Die alten Mauern mit den 15 Eingangstoren verleihen Kano einen ganz eigenen Charme. Unterstützt wird dieser von der Central Mosque, zu der freitags bis zu 50.000 Gläubige kommen. Sie liegt gleich neben dem riesigen Palast des Emirs, wo einmal im Jahr Durbar gefeiert wird. Mit dem großen Festival werden das Ende des Fastenmonats Ramadan, das Eid-el-Kabir, sowie das muslimische Opferfest Eid-el-Fidir gemeinsam zelebriert. Das Datum schwankt von Jahr zu Jahr, da es sich nach dem muslimischen Kalender richtet. Doch an diesem Samstagmittag erinnert wenigstens an die farbenfrohe Veranstaltung mit Spielzeug, gutem Essen und Pferderennen. Stattdessen ist eine gewisse Trägheit spürbar, eine Ruhe und ein Stillstand.

Dieser Stillstand ist, so fühlt es sich für mich an, auch mit der fortschreitenden Islamisierung verbunden. Denn anders als in Kaduna setzt die Regierung das islamische Recht konsequent um. Das zeigen die vielen Moscheen, die vielen Frauen im Hijab und jene kleinen grünen Schilder, die an jeder Straßenecke stehen und Aufschriften wie „Allah ist der Größte“ und „Ehre sei Allah“ tragen. Aufgestellt werden sie von der Hisbah, einer Art Polizei, die dafür verantwortlich ist, dass die islamischen Gesetze umgesetzt und eingehalten werden. Ein Schwerpunkt ist der Kampf gegen den Alkoholkonsum auf offener Straße und gegen die Prostitution.

Doch dabei bleibt es nicht: Vor ein paar Jahren geriet die Stadt in die Schlagzeilen, als sie Frauen das Fahren auf Okadas verbieten wollte. Eine richtige Maßnahme, wie Halima Shitu, die bei der Hisbah angestellt ist, findet. „Es ist nicht gut. Eine Frau, die auf einem Motorroller hinter einem fremden Mann sitzt, der nicht ihr Ehemann oder ihr Bruder ist, jemand, den sie nicht kennt. In unserer Religion, dem Islam, ist das etwas Verbotenes“, verteidigt sie den Vorschlag, der sich allerdings bis heute nicht ganz hat umsetzen lassen. Darüber hinaus würde es genügend andere Verkehrsmittel für Frauen geben. Schließlich hat die Diskussion dazu geführt, dass vor allem aus Indien dreirädrige Motorrikschas eingeführt wurden – für Umwelt-Aktivisten eine Katastrophe.

Inmitten des alten, muslimischen Kano wäre eine Kirche undenkbar. Daher müssen wir ein Stück in einen der Außenbezirke fahren, um jenen Platz zu besuchen, der der Auslöser für meinen Besuch war. Meine Begleiter war-

nen mich, schließlich sei nichts mehr zu sehen. Außerhalb des wuseligen Zentrums wird es ruhiger. Die Straßen sind längst nicht so vollgestopft, die Häuser sind neuer und ordentlicher, und die Gegend wirkt friedlich. Irgendwann halten wir vor einer Wellblechwand, in der sich unser alter Peugeot spiegelt. Die Wand verdeckt jenes Fleckchen Land, auf dem das Gotteshaus noch bis vor ein paar Wochen stand. Ich habe Glück und finde eine kleine Lücke, die mir die Sicht auf den Platz der Auseinandersetzung freigibt. In der Mitte der freien Fläche gibt es einen Sandhaufen, auf dem ein paar Steine liegen. Davor suchen drei Ziegen nach Essbarem. Und die Baufahrzeuge im Hintergrund lassen den Platz wie eine ganz normale Baustelle aussehen. An die Kirche indes erinnert nichts mehr.

Das zerstörte Gotteshaus ist der Grund, weshalb Rev. Murtala Mati Dangora, der Generalsekretär von CAN in Kano, ein Interview zunächst ablehnt. CAN habe Sorge, dass es hoch kocht, dass zu viel Wirbel gemacht wird. Nach einigen Anrufen können wir doch ins Ecwa Guest House fahren, wo Rev. Dangora ist. Er hat das Wochenende über an einem Treffen mit Geistlichen teilgenommen, das gerade zu Ende gegangen ist. Ich soll vorsichtig sein, keine konkreten Fragen stellen, weisen mich die Mitarbeiter der Democratic Action Group ein, es sei so „sensibel“. Doch Rev. Dangora streift den Konflikt von sich aus. „Es gibt immer wieder kleine Krisen“, sagt er. Viele würden mit dem Titel Religion versehen, obwohl es politische seien, wozu seiner Meinung nach auch die der jüngsten Tage gehöre. „Aber wir betrachten sie nicht als große Probleme. Sie sind es nicht im Vergleich zu dem, was vorher geschah, als viele Menschen umgebracht wurden.“

Eine Verbesserung sieht auch Pastor Stephen Olusina, den wir anschließend besuchen. Dafür müssen wir in den Stadtteil Sabon Gari fahren. Ein Sabon Gari, was wörtlich übersetzt so viel wie neue Stadt heißt, gibt es in jeder Stadt im Norden Nigerias. Früher zogen vor allem Fremde in die Gegend, häufig Christen. Sabon Gari in Kano ist eine kleine Stadt für sich. Hier gibt es eine Kneipenmeile, an den Straßen stehen Billardtische, überall wird Werbung für Star und Gulder, die beiden bekanntesten Biersorten im Land, gemacht. Und die weißen Plastikstühle vor den vielen kleinen Kneipen warten auf Gäste. Sabon Gari ist das, was in Hamburg wohl die Reeperbahn mit all ihren Angeboten, Verlockungen und Möglichkeiten ist.

Die Bible Foundation Gospel Church liegt jedoch nicht mitten in der Kneipenmeile, sondern in einer ruhigeren Seitenstraße, an der gleich drei weitere Kirchen eine Heimat gefunden haben. Das Gebäude ist von außen unscheinbar, da es etwas abseits der Straße liegt. In dem Gebäude wartet Pastor Stephen auf uns. Als wir in seinem Büro sitzen, schickt er einen jungen Mann, um Wasser zu holen. Der Pastor ist Yoruba, hat seine Heimat im Südwesten des Landes aber 1991 verlassen. „Gott schickte mich dorthin, wo niemand

meine Sprache spricht.“ Obwohl er heute die Situation als ruhig bezeichnet, erinnert er sich an die Jahre davor, etwa an die Auseinandersetzungen im Jahr 2004, als es während einer Demonstration gegen das Massaker in Jos in Plateau State zu tödlichen Kämpfen kam. Auch die Angst, als die islamische Gesetzgebung eingeführt wurde, ist noch da. Denn damals wusste die christliche Gemeinschaft nicht, was auf sie zukommt. Dennoch möchte Pastor Stephen in der Diaspora bleiben: „Ich liebe es hier zu arbeiten.“ Die einzige Einschränkung sei, dass sie keine Kirchen im alten Zentrum der Stadt errichten dürfen. Doch damit habe er sich abgefunden.

Seine Kirche hat zwischen 450 und 500 Mitglieder. Großartige Zuwächse sind nicht zu erwarten, da Muslime nur ganz selten zum Christentum übertreten würden. Eine Ausnahme macht Pastor Ibrahim, der mit mir am Sonntagmorgen den ersten Gottesdienst besucht. Er war ein Moslem, lernte Arabisch und besuchte die Koranschule, bevor er den Ruf von Christus hörte. Er wollte Gott besser dienen, war besorgt, machte sich auf die Suche nach der Wahrheit. Dann las er über das Leben von Jesus Christus. Pastor Ibrahim war begeistert, schließlich brachte Christus niemanden um, sondern predigte den Frieden. Parallel dazu las er den Koran und die Lebensgeschichte des Propheten Mohammed. „Gott hat mein Herz gesehen.“ Als Missionare in seinen Heimatort kamen, besuchte er ihren crusade. Nachts wachte er auf und wusste, dass er seine Religion gefunden hat.

Pastor Ibrahim versucht, gelassen zu wirken, als wir im kleinen Kirchenbüro sitzen. Wie viele andere Christen in der Stadt auch lobt er die gute und friedliche Zusammenarbeit, die seit 2004 besser wird – auch wenn niedergerissene Kirchen oder unbedachte Aussprüche die Situation schnell wieder eskalieren lassen. Ob sie dieses Gefühl auch im Alltag haben, wollen sie mir allerdings nicht verraten.

## **12. Persönliche Ansichten IV: Yusuf: Beten für das Leben danach**

Wer kein Auto hat und Yusuf Usman in Mando besuchen möchte, muss oft umsteigen, denn Mando liegt weit im Norden Kadunas. Es geht vorbei am zentralen Busbahnhof, von dem aus Busse alle Regionen Nigerias anfahren, und vorbei an der Nigerian Air Base, bei der Yusuf bis zum Jahr 2000 gearbeitet hat. Dann irgendwann muss man links von der Hauptstraße abbiegen, durch kleinere Straßen fahren, die in der Dämmerung zum Leben erwachen. Dann öffnen sich Türen zu kleinen Supermärkten, zu Geschäften, in deren Regalen Nollywood boomt, und draußen werden kleine, runde Grills aufgebaut, auf denen Verkäufer Suya – kleine Fleischstücke auf Holzspießen – braten. Anschließend werden sie mit Pfeffer gewürzt und in Zeitungspapier



gewickelt. Abends ist auch die Zeit, in der Jugendliche durch die Straßen ziehen und Frauen sich treffen, um miteinander zu plaudern. Doch tagsüber wirkt Mando leise und verschlafen.

Yusuf lebt gerne mit seiner Familie hier. Sogar die Straße ist nach ihm benannt und heißt Yusuf Usman Road. Er war der erste, der sein Haus hier baute. Danach kaufte er ein paar hundert Meter weiter ein zweites Grundstück, auf dem heute seine Plantage steht. Er züchtet Fische und baut Mangobäume an. Auf diese kleine, grüne Lunge ist er stolz, pflegt und genießt sie.

Yusuf ist Moslem, hat zwei Frauen, neun Kinder und viele Enkelkinder. Für sie ist das Haus des Mannes, der Kanuri ist, Treffpunkt und Mittelpunkt. Dann sitzen im Wohnzimmer alle zusammen, trinken Wasser, erzählen, diskutieren und sehen Fernsehen, wenn es denn Strom gibt. Der fällt alle drei Tage aus, ist Yusufs Erfahrung. Vom Wohnzimmer aus gehen drei Räume ab, einer führt in sein Zimmer, rechts und links von ihm leben seine Frauen in ihren Räumen. Es sind Rückzugsmöglichkeiten für die Frauen, von denen die ältere 40 Jahre und die jüngere 20 Jahre mit Yusuf verheiratet ist.

Auf dem kleinen Hof, auf dem es noch andere Wohnungen gibt, die Yusuf vermietet, befindet sich eine kleine Moschee, in die sich die Männer aus der Familie und der Nachbarschaft fünfmal täglich zum Beten zurückziehen können. Das gemeinsame Gebet hält er für wichtig, es stärkt ihn. „Ich stamme aus einer muslimischen Familie, ich bin zur Koranschule gegangen“, erzählt er. Yusuf will nach dem Koran leben, schließlich sei das irdische Leben nur temporär. „Danach werden wir alle anderswo sein, wo wir erschaffen wurden. Mir sagt der Koran, dass ich mich für das Leben danach an bestimmte Dinge halten muss.“

Als weitere Pflicht hat er es angesehen, seine Kinder nach seinem Glauben zu erziehen, sie ebenfalls zur Koranschule zu schicken. Und wenn eine seiner Töchter lieber einen Christen geheiratet hätte? Von dieser Idee ist Yusuf alles andere als begeistert. „Es ist viel leichter für einen Mann, seine Frau von seiner Religion zu überzeugen als umgekehrt. Aber wenn sie es unbedingt gewollt hätte, dann wäre es ihre Entscheidung gewesen“, sagt er mit einer gewissen Gelassenheit.

Die hat er auch, wenn er über die blutigen Ausschreitungen vor ein paar Jahren in Kaduna spricht. „Wir danken Gott, weil sie niemals Mando erreicht haben. Hier versuchen wir, friedlich zusammen zu leben.“ Das probiert er auch auf seinem Hof, wo seine Mieter verschiedenen ethnischen Gruppen angehören. „Es ist traurig, wenn ich das sage, aber unsere Machthaber haben die Religion genutzt, um die Nation zu spalten.“ Yusuf geht davon aus, dass die Regierung zumindest zu 80 Prozent daran Schuld hat. Allerdings sei es nicht ausschließlich der Hunger nach Macht, sondern schlicht eine große Hoffnungslosigkeit der Jugendlichen, geschlossene Textilfabri-

ken, keine wirtschaftlichen Perspektiven in Kaduna. Die politische Elite hätte das ausgenutzt. Denn gerade junge Menschen waren es, die aktiv an den Straßenschlachten in den Jahren 2000 und 2002 beteiligt waren.

Yusuf arbeitet ehrenamtlich im Interfaith Mediation Centre, nimmt an den Treffen der Organisation teil, besucht Workshops und hilft bei Programmen. Dazu gehört der Besuch in Schulklassen und Treffen mit Jugendlichen. Wenn er heute mit jungen Menschen über religiöse Ausschreitungen spricht, zeichnet er ihnen ein Bild der blutigen Straßenschlachten, will sie dazu bringen, darüber nachzudenken, ein Gespür zu bekommen, was die riots wirklich bedeutet haben. „Vielleicht musst Du einmal einen christlichen Freund um einen Arbeitsplatz bitten, das sage ich jungen Muslimen. Es geht nicht um die Religion und den Glauben. Es geht um Dich und mich.“

### 13. Dem Sultan zu Füßen

„Du musst ihn einfach kennen lernen“, sagt mir Imam Sani Isah, als sich meine Zeit in Nigeria dem Ende zuneigt. Farouk Umar Mohammed, der neben Samson einer der wenigen hauptamtlichen Mitarbeiter im Interfaith Mediation Centre ist, sieht es nicht anders. „Ich würde Dir wirklich empfehlen, ihn zu interviewen“, rät er mir, während wir planen, wen ich in den verbleibenden zwei Wochen noch alles treffen werde. Beide sprechen von Alhaji Muhammad Sa’ad Abubakar III., dem Sultan von Sokoto, höchster Führer der Muslime in Nigeria. Sultan und Sokoto, das klingt nach Märchen aus Tausend und einer Nacht, nach Traditionen, Geschichte und selbstverständlich nach dem Sokoto-Jihad im Jahr 1804, der ein bedeutender Schritt zur Islamisierung der Hausa-Königreiche war.

Auch auf christlicher Seite wird der Sultan in höchsten Tönen gelobt. „Wenn es Gott gibt und er präsent ist, kann er seinen eigenen Krieg kämpfen. Nicht ich muss für ihn kämpfen. Und das ist die Sprache des Sultans. Wir müssen nicht für Gott töten. Er weiß ganz genau, wie es ist zu töten, wenn er töten will“, hat mir schon Wochen zuvor Samuel Salifu bei unserem Gespräch in Abuja gesagt und dann ergänzt: „Wir haben jetzt zwei Menschen, die denken und sich die wirklichen Gründe ansehen. Es ist besser für beide, für Christen und Muslime.“ An Samuel Salifu denke ich auch, als meine Pläne langsam Gestalt annehmen und ich trotz einiger Warnungen beschließe, am Palmsonntag nach Sokoto zu reisen. Doch einen direkten Kontakt in den Sultanspalast kann er mir nicht herstellen. „Wenn Du in der nächsten Woche nach Abuja kommst, dann kann ich Dich mit einem Mitarbeiter bekannt machen, der jemanden kennt“, sagt er mir am Handy. So lange will und kann ich nicht warten. Wenn es gar nicht anders geht, dann fah-

re ich alleine und warte so lange, bis ich den Sultan, der erst seit November 2006 im Amt ist und vorher eine Karriere beim Militär und im diplomatischen Dienst gemacht hat, sehe.

Doch dann unterstützt mich Imam Sani. „Baturiya. Du willst also tatsächlich nach Sokoto“, begrüßt er mich. Auch für ihn ist es nicht möglich, mich direkt mit dem Palast zu verbinden. Aber er kennt jemanden, etwas Unbezahlbares in ganz Afrika. „Sie heißt Safiya und leitet eine NGO. Ihr seid Euch sehr ähnlich und werdet Euch gut verstehen“, ist er sicher. Eine halbe Stunde später telefonieren Safiya Tahir Abullahi und ich. Wie selbstverständlich erklärt sie sich bereit, mir ein Hotelzimmer zu buchen und mich am Busbahnhof mitten in der Stadt abzuholen.

Meine Reise beginnt morgens um 8 Uhr im Norden Kadunas. Ich komme als dritter Fahrgast zu dem großen, blauen Peugeot, auf dem ein kleines Holzschild steht und anzeigt, dass das alte Fahrzeug in das nord-westlichste Bundesland an der Grenze zu Niger und Burkina Faso fährt. Immerhin, ich kann mir meinen Sitzplatz noch aussuchen und muss nicht auf die unbequeme zweite Rückbank, die eigentlich Kofferraum ist. Wir warten lange, bis sich das Auto endlich füllt. Anders als in der Woche ist es ruhig, fast leise. Nur ab und zu kommt ein Händler vorbei, bietet Trinkwasser in kleinen Flaschen, Kaugummis, die an Europa erinnern, oder Sonntagszeitungen an. Doch ich winke ab und gebe auch nicht nach, als mir goldfarbene Uhren und Parfüms vor die Nase gehalten werden.

Laut wird es, als sich eine Gruppe von Jungen um das Auto schart. Ihre Kleidung ist zerrissen und schmutzig. Einer von ihnen läuft barfuss, während die anderen schlecht geflickte Badelatschen tragen. In der einen Hand halten sie verdreckte Plastikschrüsseln in Blau, Grün und Rot, schwingen sie achtlos immer wieder hin und her. Dazu erklingt ein monotones Singen. „Sie zitieren den Koran“, sagt einer meiner Mitfahrer, der auf dem Beifahrersitz Platz genommen hat und sich zu mir umdreht. Die Klänge auf Arabisch werden immer intensiver, energischer, aufdringlicher. Ob die kleinen, bettelnden Sänger wohl wissen, was sie singen? Mittlerweile wackeln sie fordernd mit ihren verdreckten Schüsseln und strecken sie uns entgegen. Irgendwann holt mein Mitfahrer einen Zweihundert-Naira-Schein aus seiner Hemdtasche – ob aus Überzeugung oder damit sie endlich gehen, weiß ich nicht – und gibt ihn einem der Jungs. Dieser nimmt ihn vorsichtig entgegen, hält ihn zwischen Daumen und Zeigefinger, setzt einen prüfenden Blick auf und reicht ihn schließlich an den größten der sechs weiter. Sie sagen nichts, nur ihr Gesang wird leiser und sie machen sich davon.

Nach gut einer Stunde ist das Auto endlich voll. Zwei Frauen, die sich ebenfalls auf die sechs- bis siebenstündige Reise machen wollen, versuchen noch, den Fahrpreis von 2.800 Naira nach unten zu drücken, doch ohne Erfolg. Et-

was widerwillig reichen sie einem der umherstehenden Männer schließlich zwei gut verschürte Kartons und einen kleinen Plastikkoffer und klettern auf die Rückbank. Das Auto ist voll, der Kofferraum quillt über und lässt sich nicht mehr schließen. Unser Fahrer kramt einen Strick unter dem Beifahrersitz hervor und schnürt die Klappe fest. Die Fahrt kann beginnen.

Sie führt vorbei an Zaira, einer bedeutenden Universitätsstadt und Gusau, der Hauptstadt des Bundesstaats Zamfara. Der politisch, gesellschaftlich und religiös eher unscheinbare Bundesstaat, der erst 1996 aus dem alten Sokoto entstand, war der erste, der die Scharia im Januar 2000 einführte. Kurz zuvor – am 8. Oktober 1999 – hatte der Gouverneur Alhaji Ahmed Sani Yarima den Vertrag unterschrieben. Anders als in anderen Staaten sorgte dieser Schritt kaum für Proteste, und schon gar nicht provozierte er blutige Auseinandersetzungen.

Irgendwo an der Grenze zwischen Zamfara und Sokoto hält unser Fahrer plötzlich an. Auf der Straßenseite gegenüber stehen drei graue Esel. Unter einem Baum sitzen Männer und blicken neugierig hinüber. Unser Fahrer öffnet die Motorhaube, kramt nach Werkzeug, schraubt, startet das Auto, schraubt wieder. Einer der Männer, die gerade noch gelassen unter dem Baum gesessen haben, steht langsam auf, kommt hinüber, fängt eine Diskussion auf Hausa an und wirft nach einigen gewaltigen Gesten einen fachmännischen Blick auf den Motor. Gemeinsam suchen sie in ihren wehenden Kaftans nach dem Problem, während meine Mitfahrer und ich uns mit kühlerem Wasser und getrockneten Datteln eindecken. Irgendwann winkt der Fahrer, nickt uns zu und wir quetschen uns artig ins Auto. „Der Anlasser“, sagt mein Mitreisender knapp, als ich scheinbar fragend in die Runde blicke.

Zwei Stunden später erreichen wir endlich unser Ziel. Nach und nach steigen die Fahrgäste an der Hauptstraße aus. Von der großen Geschichte und den märchenhaften Palästen ist nichts zu spüren. Wir fahren auf einer wenig befahrenen, zweispurigen Straße zum Busbahnhof. Als ich meine Sachen ausgeladen habe und noch überlege, wo ich Safiya am besten treffen kann, taucht sie plötzlich in ihrem Auto neben mir auf. „Du musst müde sein“, begrüßt sie mich, und wir machen uns auf den Weg in das Hotel. Ein Zimmer zu bekommen, sagt sie, sei gar nicht einfach gewesen. Schließlich hätte ganz Sokoto noch bis gestern Abend das Argungu Fishing Festival gefeiert. Bei dem Fest, das Besucher aus dem ganzen Norden des Landes anzieht, kämpfen in 45 Minuten vor allem junge Männer im Argungu-Fluß um die größten und schwersten Fische. Ich bedauere, dass ich nicht schon zeitiger in die Sultansstadt gereist bin. Doch Safiya lächelt nur: „Beim nächsten Besuch wirst Du es sehen.“

Etwas später im Hotelzimmer lächelt die Mutter von drei Töchtern wieder, als ich ihr erzähle, dass ich morgen einfach zum Palast spazieren und

den Sultan dann schon sehen werde. Sie lächelt – wohl wegen meiner unglaublichen Naivität oder meiner Respektlosigkeit – und schüttelt leicht den Kopf. „So einfach geht das nicht. Du brauchst einen Termin“, erklärt sie, kramt eins ihrer zwei Handys aus der großen Handtasche, wählt und erklärt auf Hausa mein Anliegen. Nachdem die schlechte Telefonverbindung das Gespräch plötzlich beendet hat, erfahre ich, dass Safiya mit einem der Brüder des Sultans gesprochen hat. Innerlich strahle ich über Imam Sani, der wohl genau wusste, was für eine gute Kontaktperson sie ist. Sie erklärt mir, dass ich ein schriftliches Bittgesuch einreichen muss. Am nächsten Morgen will sie mich mit dem Schreiben zum Palast bringen.

Wir schaffen es gerade. Um kurz vor 9 Uhr hält Safiya vor der Palastwache. Wir übergeben ihm mein Schreiben, Safiya wünscht mir einen erfolgreichen Tag und fährt zur Arbeit. Die Palastwache bringt mich in ein Büro, das links neben dem Hauptgebäude liegt. Auch der Palast selbst ist schlicht, nicht aufdringlich und erinnert mehr an ein praktisches Verwaltungsgebäude als an einen repräsentativen Prunkbau. Im Büro erhält mein Bittgesuch einen Eingangsstempel und wird in eine Mappe gelegt, in der wohl noch andere Schreiben liegen. Ansonsten tut sich nichts. Die drei Mitarbeiter, die an schlichten Holztischen sitzen und Papiere begutachten, beachten mich nicht. Ich warte. Auf Hausa gibt es ein Sprichwort: „Hak’uri maganin duniya“, auf Deutsch: „Geduld ist die beste Medizin“. Es wird mich die nächsten beiden Tage begleiten.

Nach scheinbar endlos langer Zeit kommt Ahmed Abdulkadir. Er sieht skeptisch aus, wundert sich, was ich hier mache. Trotzdem bittet er mich in sein Büro, einen kleinen, kahlen Raum auf der gegenüberliegenden Gebäuseite. „Ich verstehe Euch Europäer nicht. Ihr mögt keine Kinder“, sagt der siebenfache Vater, der gerade seine zweite Frau geheiratet hat. In Europa würden die Menschen zu wenige Kinder bekommen, nur zwei oder drei. Viel zu wenig für einen Mann, der seinen eigenen Vater übertrumpfen möchte. „Mein Vater hatte 40 Kinder. Das schaffe ich“, ist der Traditionalist überzeugt. Nach unserem Hin und Her über kinderreiche Familien, Ausbildung sowie Finanzierung derselben, steht er plötzlich auf und sagt, dass es nun an der Zeit sei, in den Palast zu gehen.

Er bringt mich in einen Warteraum, der mit Fotografien und Gemälden des Sultans ausgestattet ist. Der Sultan in den Vereinigten Staaten, der Sultan mit den Emiren, der Sultan während einer Konferenz, der Sultan auf Reisen, der strenge Sultan, der lächelnde Sultan.

Das Ziel, den obersten Führer der nigerianischen Muslime zu treffen, scheint greifbar nahe zu sein. Noch ein bisschen greifbarer macht es sein älterer Bruder, der sich zu mir setzt und sich mein Anliegen anhört. „Ich will sehen, was ich tun kann“, sagt er mir und fragt, woher ich komme. Als er

„nördlich von Hamburg“ hört, fängt er an zu erzählen. Jetzt würde er häufiger nach London reisen. Aber in Hamburg, dort sei er früher oft gewesen. „Ich hatte eine Freundin, die aus Hamburg kam“, erzählt er in halblautem Ton, „doch sie wollte mich nicht heiraten. Sie sagte, sie will keinen Moslem heiraten. Sie nahm meinen Freund.“ Er lässt mir Kekse und Kaffee bringen, geht wieder, kommt zurück mit einer zweibändigen Ausgabe über den Sokoto-Jihad. Die Tür geht immer wieder auf, andere Wartende kommen hinein, setzen sich, werden geholt, gehen wieder. Die Klimaanlage surrt, es gibt wieder heißes Wasser für einen neuen Kaffee für mich und der Bruder des Sultans freut sich, dass es bei mir Kekse gibt. „Die mag ich besonders gerne“, sagt er und deutet auf die gelbe Packung. Wir naschen gemeinsam, bis er sich wieder auf den Weg macht – jedoch ohne eine verbindliche Zusage, ob ich den Sultan heute noch treffen kann.

Am späten Nachmittag – die anderen Wartenden sind gegangen – erklärt er mir schließlich, dass sein Bruder längst nach Hause gefahren ist. Und er sagt, mein Brief hätte ihn nicht erreicht, verschollen im Palast. Morgen, morgen könnte es gehen, tröstet er mich und verspricht, am späteren Abend noch einmal anzurufen.

Safiya ist unbeeindruckt, als sie mich abholt und zu sich mit nach Hause nimmt. Für sie war vermutlich klar, dass ich nicht einfach so in den Palast gehen und den Sultan interviewen kann, als sei er irgendein Mensch. Beim Abendessen – ich bin mittlerweile aus meinem Hotel in ihr Haus auf dem Campusgelände umgezogen, nachdem ich Safiya mit Nachdruck versichert habe, ich schlafe überall – frage ich sie, weshalb es im November 2002 zu den besonders blutigen Ausschreitungen in ganz Nordnigeria kam. Damals hatte zum ersten Mal der Miss-World-Contest in Nigeria stattgefunden, und eine junge Journalistin aus Lagos versuchte, die muslimische Welt entweder zu provozieren oder aufs Korn zu nehmen, indem sie schrieb, der Prophet selbst hätte sich vielleicht eine der Teilnehmerinnen zur Frau genommen. Dass es eine Beleidigung ist, haben schon vorher viele Gesprächspartner immer wieder deutlich gemacht. Aber ihr Ausmaß und die Schwere konnte ich nicht nachvollziehen.

Safiya und ich sitzen in den breiten Sesseln in ihrem Wohnzimmer. Der Ventilator summt, immerhin gibt es heute Abend Strom. Meine Gastgeberin schaut mich lange und eindringlich an, sagt nichts, sondern isst langsam ihren Reis, der in einer scharfen, dunklen Okra-Soße schwimmt. „Weißt Du. Erst einmal fand die Wahl während des Ramadans statt. Zu fasten bedeutet für uns auch, auf Sex zu verzichten. Und dann findet diese Veranstaltung statt mit all den jungen, hübschen Frauen.“ Doch diese mangelnde Rücksichtnahme war es nicht alleine, die viele Muslime im Land so unsagbar wütend machte. Es war diese große, unglaubliche Beleidigung, die vor allem

junge Muslime so kopflös machte. „Wer so etwas sagt, stellt sich über den Propheten. Sie hat geschrieben, dass der Prophet fehlbar ist. Und das ist er nicht.“ Safiya redet leise und ernst. An diesem Abend wird mir zum ersten Mal wirklich bewusst, wie allgegenwärtig der Islam ist und dass Religion wenig Diskussion und keinen Widerspruch duldet.

Der Bruder des Sultans hat trotz seines Versprechens nicht angerufen. Daher bringt mich Safiya, die die halbe Nacht versucht hat, mir ihre Religion, vor allem aber die Stellung der Frauen im Islam näher zu bringen, am nächsten Morgen wieder in den Palast. Ich treffe Ahmed vor dem Eingang. Er fühlt sich mittlerweile für mich verantwortlich und nimmt mich mit zum Sekretär des Sultans. Ich setze mich auf einen der Stühle in dem gut klimatisierten, dunklen Raum, halte mein Schreiben in der Hand und überreiche es ihm. „Du musst ihn treffen. Das wissen wir, und wir versuchen es“, verspricht mir der Sekretär, nachdem ich noch einmal bekräftigt habe, wie wichtig mir dieses Interview ist. Doch an diesem Vormittag habe er ein Treffen mit den Emiren aus der Umgebung, sagt der Sekretär. Aber danach könnte es möglich sein.

Ich warte zwischen den unzähligen Sultan-Bildern, die mich anlächeln und fühle mich fast wie zu Hause in meinem Wartezimmer. Es gibt Kaffee und Plätzchen, diesmal eine runde Sorte in einer kleinen, roten Packung. Außerdem bringt mir ein Palast-Mitarbeiter kaltes Wasser. Wie präsent der Sultan ist, sehe ich auf der 750-Milliliter-Plastikflasche. Auch von der blickt mich Alhaji Muhammad Sa'ad Abubakar III. an, nicht lächelnd, sondern ernst in seiner traditionellen Kleidung. Verbunden ist das kleine Gefäß, das ich sonst achtlos in den Müll geworfen hätte, mit Glückwünschen zur Amtseinführung.

Sein Bruder kommt zu mir in den sechseckigen Warteraum. „Ich hatte ein Treffen“, entschuldigt er den fehlenden Anruf, ohne weiter darauf einzugehen. Jetzt habe der Sultan noch eine Konferenz, aber danach soll es ganz bestimmt klappen, verspricht mir der Halbbruder. Ich nicke und trinke den hingestellten Kaffee – Tee wird mir schon gar nicht mehr angeboten. Immer wieder öffnet sich die Tür, immer wieder kommen Besucher, die sich auf die weißen Plastikstühle setzen, ein Schreiben in der Hand haben und den Mitarbeitern halblaut ihr Anliegen vortragen. Es entwickelt sich eine Zweiklassen-Gesellschaft im sechseckigen Warteraum. Auf der einen Seite sitze ich im bequemen Sofa und erhalte Speisen und Getränke. Auf der anderen hocken die Mitwartenden, allerdings ohne irgendwie versorgt zu werden.

Um elf Uhr geht schließlich die Tür auf, und der Bruder des Sultans kommt zu mir. „Du kannst ihn jetzt sehen“, sagt er mir. Ich grinse und fühle mich erleichtert, bis er einschränkt: „Aber Du kannst kein Interview mit ihm machen, nur begrüßen. Er ist noch in einem Treffen.“ Ich sehe ihn ent-

setzt an, schließlich ist genau das Interview der Grund für meine Reise gewesen. Er scheint zu überlegen und rät mir dann: „Sag’ ihm das. Sag’ ihm, dass Du wartest, dass Du bis zum Ende des Treffens wartest. Sag’ ihm, dass Du nur seinetwegen die lange Reise von Deutschland nach Nigeria gemacht hast. Das ist Deine letzte Chance. Morgen werden wir nach England reisen und dort zehn Tage lang bleiben.“ Ich atme tief durch und werde in den großen Raum geführt, in dem der Sultan mit sechs Emiren sitzt. Der 20. Sultan von Sokoto thront in der Mitte auf seinem goldglänzenden Stuhl. In einem Halbkreis sitzen um ihn herum die Emire auf Sitzkissen. Ich wünsche allen Anwesenden Frieden, verbeuge mich leicht und darf mich neben den heute 52-Jährigen setzen. Er kennt meinen Wunsch und schüttelt den Kopf. „Du siehst, ich habe keine Zeit“, sagt er mir. „Ich warte“, versichere ich ihm und betone, dass ich den ganzen Weg aus Deutschland nur seinetwegen gemacht habe, dass ich mich intensiv mit Christentum und Islam im Land auseinander gesetzt habe, in Familien lebe und mir alle – ganz gleich ob Christen oder Muslime – gesagt haben, dass ich dieses Interview mit ihm unbedingt führen muss. Der oberste Führer der Muslime sieht streng aus und gütig zugleich. Er hat ein freundliches und entspanntes Gesicht. Er ist ruhig, in sich gekehrt und sagt mir schließlich, dass ich warten soll, bis diese Versammlung zu Ende ist. Dann könnten wir eventuell, wenn denn noch Zeit da ist, ein kurzes Interview führen.

Sein Bruder bringt mich zurück in den Warteraum. Ich strahle innerlich und strecke zumindest eine Hand jubelnd in die Höhe, heimlich und für mich. In den kommenden drei Stunden werde ich einmal mehr kräftig mit Kaffee versorgt. Außerdem gibt es einen großen Teller mit Pilau. Das Reisgericht, das in weiten Teilen Afrikas verbreitet ist, schmeckt nach Koriander und Kardamom, Gewürze, die mich einmal mehr an Orient und Exotik, aber zum ersten Mal auch an eine gemütliche Weihnachtszeit daheim in Europa erinnern. Wieder kommen und gehen andere Wartende, die mich vorsichtig mustern und kurz ansehen. Ich genieße weiterhin eine Vorzugsbehandlung. Irgendwann öffnet Ahmed die Tür, um nach mir zu sehen. Er freut sich über meinen Erfolg, dass zumindest die Chance besteht, mein Ziel heute noch zu verwirklichen. Ich habe jegliches Zeitgefühl verloren, blicke ab und zu auf mein Mobiltelefon und sehe, dass Safiya versucht hat, mich zu erreichen. Sie wird sich mit mir freuen, heute Abend.

Dann ist es plötzlich soweit. Ich werde in den Empfangsraum gebeten. Der Sultan ist alleine, und ich habe 15 Minuten. Ich setze mich neben ihn, und wir fangen an zu plaudern. Es ist mehr ein lockeres Gespräch als ein Interview. So wirkt Alhaji Muhammad Sa’ad Abubakar III. auch entspannt und gar nicht mehr so unnahbar wie es noch vor zwei Stunden der Fall war. Er bewertet die Beziehung zwischen Christen und Muslimen als überaus



friedlich. Denn heute würden religiöse Führer sich treffen, Brücken bauen und gemeinsame Institutionen schaffen. „Die Zukunft ist brillant“, ist er sicher. Mit diesem Satz in den Ohren verlasse ich den Sultanspalast und nur sechs Tage später auch Nigeria.

#### **14. Was bleibt**

Das Motto der Heinz-Kühn-Stiftung „Junge Journalisten sehen eine andere Welt“ trifft für meine Reise im doppelten Sinne zu. Nigeria ist selbstredend eine andere Welt. Aber Nigeria ist auch anders als das Bild, das wir gemeinhin von diesem Land haben. Es ist ein aufregendes und spannendes Land, ein Land, in dem unendlich viel passiert, das schrecklich lebendig ist, ein Land, das Möglichkeiten hat und in dem Menschen sehr hilfsbereit und gastfreundlich sind – wohlwissend um den Ruf als korrupter und gefährlicher Staat. Es ist ein verrücktes Land, mein „crazy country“, in dem sich vermutlich all jene Probleme und Potentiale widerspiegeln, die der gesamte Kontinent hat. Genau diese Eindrücke werden mich begleiten, wenn ich an Nigeria denke. Gleichzeitig wecken sie den Wunsch, möglichst schnell wieder dorthin zurück zu reisen und mehr von diesem Flecken Erde zu sehen.

#### **15. Danksagung**

Viele Menschen haben zum Gelingen meines Aufenthalts in Nigeria beigetragen. Am liebsten würde ich sie alle auf den kommenden zwei Seiten aufzählen, nicht aus Pflichtgefühl, sondern aus großer Dankbarkeit. Da dieses Vorhaben schwierig werden sollte, bedanke ich mich stellvertretend für alle anderen bei folgenden Personen:

Mike Omoighe und seiner Frau Titi, die mir mit ihren drei Töchtern Freunde und Familie waren und mir das spannende Lagos gezeigt haben,

Stefan Cramer von der Heinrich-Böll-Stiftung in Lagos für die vielen Kontakte im ganzen Land,

den Mitarbeitern von The News/P.M. News für ihre Unterstützung – auch innerhalb der Arbeitszeit,

Yahaya Ahmed und seiner Frau Habiba für die spannende und lehrreiche Reise in den Norden und die Freundschaft,

Tonie Okpe für diese entspannten Abende und Diskussionen im Staff Club der Ahmadu Bello University in Zaria,

meinen Gastgeberin Naomi Garba, Yusuf Usman, Elizabeth und James Wuye für die Selbstverständlichkeit, Teil ihrer Familie zu werden.

Darüber hinaus gilt ein ganz herzlicher Dank dem Interfaith Mediation Centre, ohne das mein ganzes Projekt nicht möglich gewesen wäre. An dieser Stelle sei Samson Auta erwähnt, der so selbstverständlich so viel für mich organisiert und getan hat. Auch alle anderen habe ich nicht vergessen und denke gerne an die spannenden Gespräche mit Abdullahi Mohammed Sufi, Imam Sani Isah, Joshua Kurmi Pyeng, Pastor James Wuye und Imam Muhammed Nureyn Ashafa zurück, habe Farouk Umar Mohammed und Hannah J. Abe als sympathische Kollegen schätzen gelernt und auch mit allen anderen die gemeinsame Zeit genossen. Es war klasse.

Vergessen möchte ich auch nicht meine Gastmutter Hajiya Hafsat Mohammed Baba, in deren Haus ich mich wie ein sechstes Kind gefühlt habe. Ihr seid fantastisch.

Ein letztes Dankeschön geht an die Heinz-Kühn-Stiftung, die mir diesen spannenden Aufenthalt überhaupt erst ermöglicht hat. Ich habe die drei Monate stets als großes Geschenk betrachtet. Daran möchte ich meinen ganz herzlichen Dank an Ute Maria Kilian anschließen, die letztendlich mehr Vertrauen als Bedenken in mein Projekt Nigeria hatte. Danke!